

Marissa Mayer, Oscar Schwenk, Jessica Chastain, Hans Frölicher

Nummer 5 – 31. Januar 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6,50 (inkl. MwSt.) – Euro 4,90

DIE WELTWOCHEN

80 JAHRE QUALITÄT



Der schwarze Ritter des Internets

Wie Mega-Hacker Kim Dotcom das FBI und Hollywood austrickste und zum meist gejagten Mann im Web wurde. *Von Charles Graeber*

Vasella war sein Geld wert

Was die Schweiz dem abtretenden Novartis-Chef verdankt. *Von René Lüchinger*

Sexuelle Belästigung

Tatort Politik: Wo liegt die Grenze zwischen Flirt und Übergriff?
Von Claudine Esseiva



Marktchancen intelligent nutzen lässt sich auch delegieren.

UBS Vermögens- verwaltungsmandat.

Anlagen sind unser Handwerk seit 1862.

Mit einem UBS Vermögensverwaltungsmandat bewirtschaften wir Ihr Vermögen in Ihrem Sinn. Marktspezialisten kümmern sich sorgfältig und aktiv um Ihre Anlagegeschäfte im Rahmen Ihrer Leitplanken. Und Ihr persönlicher Berater stellt sicher, dass Sie jederzeit transparent informiert sind.

Jetzt beraten lassen:
Telefon 0800 868 402 oder
www.ubs.com/mandate

Best Bank in
Switzerland



Wir werden nicht ruhen



Intern

Hollywood hasst ihn. Die Musikindustrie wünscht ihn zur Hölle. Kim Schmitz alias Dotcom hat Filme, Musik, Bücher in gigantischem Ausmass der Öffentlichkeit zugänglich gemacht – und wurde damit zum hundertfachen Millionär. Für Millionen Nutzer ist der massive Deutsch-Finne ein Robin Hood. Die US-Justiz bezeichnet seine Machenschaften als den «grössten Copyright-Fall der Geschichte» und jagt ihn rund um die Welt. Vor einem Jahr liess das FBI seine Villa in Neuseeland stürmen. Nun ist Dotcom zurück. Vor wenigen Tagen hat der schwarze Ritter des Internets seinen neusten, grössten Coup lanciert: Mega! Der



Hausarrest: Graeber (z. v. l.) bei Schmitz (r.)

Amerikaner Charles Graeber hat Dotcom während zweier Wochen im Hausarrest in Neuseeland besucht. «Es war eine verrückte Zeit», lacht Graeber. «Manchmal fühlte ich mich wie im Hauptquartier eines James-Bond-Bösewichts.» In seiner Karriere reiste Graeber für den *New Yorker*, die *New York Times*, für *National Geographic* und *Wired* um die Welt. Er porträtierte Massenmörder, schleppte ein Boot den Ganges hinauf und berichtete aus den Balkankriegen. Doch ein Typ wie Dotcom war ihm noch nie begegnet. «Kim ist nicht der Clown, den er vor der Presse spielt, er ist gefährlich schlau.» Beim Poker durchschaute er jeden Gegner. «Ich versuchte ihn auszutricksen», sagt Graeber, selbst ein begnadeter Kartenspieler, doch Dotcom habe ihn entlarvt und besiegt. Charles Graeber, 42, wurde fünf Mal für die American National Magazine Awards nominiert. Seine Berichterstattung nach dem Tsunami in Japan wurde mit einem Overseas Press Club Award ausgezeichnet. Wir freuen uns, Graebers Re-

portagen künftig in der *Weltwoche* abzdrukken und heissen ihn im Kreis unserer Autoren herzlich willkommen. **Seite 40**

Das Davoser Forum erlaubt unter allen politischen Konferenzen die wohl effizienteste Besichtigung der Weltlage. Auch diesmal wechselten sich im Kongresszentrum die Staatschefs wie Stafettenläufer ab. Für die Journalisten ist



Im Gespräch: Köppel mit Premier Qandil.

es nicht immer ganz leicht, mit den beweglichen Politikern Schritt zu halten. Am Freitagabend heftete sich *Weltwoche*-Chef Roger Köppel an die Fersen des ägyptischen Premierministers Hisham Qandil, um ihn nach kurzer Verfolgung in der Lobby des Hotels «Flüela» zu stellen. Es ergab sich ein Interview über die Lage im Revolutionsstaat, wobei die Diskussion abbrach, als Qandil glaubhaft versicherte, er müsse nach einem Tag voller Sitzungen endlich einen Happen essen gehen. **Seite 47**

Oscar Schwenk, Verwaltungsratspräsident und bis Ende 2012 in Personalunion CEO der Stanser Pilatus-Werke hat im Stil eines strengen, aber gerechten Patrons den einzigen Schweizer Flugzeugbauer zu internationalem Erfolg geführt. Philipp Gut hat Schwenk am Pilatus-Hauptsitz getroffen. Im Interview wunderte sich Schwenk über die Störmanöver, denen Rüstungsgeschäfte in der Schweiz ausgesetzt sind. Andernorts schieesse man gegen fremde Konkurrenz, hierzulande gegen eigene Unternehmen. Klartext spricht der Jäger und Angus-Rinderzüchter zur «Abzocker»-Initiative («kleinkariert»), zur aussenpolitischen Positionierung der Schweiz und zu den unterschiedlichen Mentalitäten und Kulturen, die es zu beachten gelte, um weltweit erfolgreich zu sein. **Seite 30**

Ihre Weltwoche

Wissen Sie, was morgen ist?

Wir wissen es nicht. Deshalb denken wir in Szenarien, um Ihr Vermögen zu schützen.

Erfahren Sie mehr zu den Notenstein Szenarien unter www.notenstein.ch/szenarien.



NOTENSTEIN
PRIVATBANK

Cameron

Verschieben sich die Achsen in Europa? Für die Schweiz wären es gute Nachrichten.

Von Roger Köppel

Am Davoser Wirtschaftsforum ragten zwei Figuren heraus: Britanniens Premier David Cameron und die deutsche Kanzlerin Angela Merkel. Cameron lieferte die interessanteste Rede, Merkel gelang die intelligenteste Reaktion darauf. Der Engländer mit den weichen Gesichtszügen unterstrich die bereits zuvor geäusserte Ankündigung, er wolle sich für eine modifizierte EU flexibler Nationalstaaten einsetzen im Zeichen von Eigenverantwortung, Wettbewerb und situativer Zusammenarbeit: mehr Vielfalt, weniger Vereinheitlichung. Es war der direkte Gegenentwurf zu dem bisher von Brüssel vertretenen Modell einer stärker verschraubten politischen Union. Die kluge Kanzlerin nahm Camerons Vorstoss auf, vermied die Konfrontation und erklärte, im Duett mit dem Briten, die Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit in Europa auch zu ihrem obersten Ziel. Die Kollegen in Berlin und Paris schimpften heftig über London. Merkel stellte sich, wieder einmal, an die Spitze einer Bewegung, die von ihr nicht ausging.

Wir wollen nicht zu viel hineindeuten, und natürlich haben auch die Skeptiker recht, die den Reformoptimismus des Davoser Treffens als gekonnte Form der Selbsthypnose auslegen, zu der vor allem Politiker neigen, die unter akutem Problemdruck ihre durchaus verständliche Verzweiflung überwinden müssen. Trotzdem war da mehr: Camerons vernünftige Rede war ein Befreiungsschlag zu einer fruchtbaren und überfälligen Debatte: Welche institutionelle Form soll die EU dereinst annehmen? Wie muss sich Europa organisieren, um Wirtschaftswachstum und Wohlstand zu gewährleisten? Mehr Zentralismus? Mehr Föderalismus? Die Briten wollen auf Freiheit, Eigenverantwortung, Wettbewerb und ein Europa unabhängiger Vaterländer setzen, die sich je nach Situation helfen und zusammen spannen. Es ist die Vision einer europäischen Gemeinschaft, gegen die auch die Schweiz wenig einzuwenden hätte. Selbst SVP-Patron Christoph Blocher, unnachgiebiger Verfechter des Alleingangs, würde in einer von Grossbritannien geprägten EU wirtschaftlich integrierter, politisch unabhängiger Staaten widerstandslos mitmachen. So zumindest äusserte er sich vor Jahren in einem Interview.

Noch ist es nicht so weit. Cameron hat seinen Vorschlag unter die Bedingung seiner Wieder-



«Frau mit der sicheren Witterung.»

wahl gestellt. Merkels Davoser Freundlichkeit könnte rein taktischer Natur gewesen sein, aber auch die Deutschen können nicht aus ihrer Haut heraus. Man vergisst angesichts der herbeigesehnten und deshalb medial überbetonten deutsch-französischen Freundschaft nach zwei Weltkriegen leicht, dass sich die Deutschen, vor allem im ausgehenden 19. Jahrhundert, als treue Verbündete und Geistesverwandte Grossbritanniens auf dem Kontinent gesehen haben. Natürlich gab es, wie heute, Vorbehalte gegen den «zügellosen Manchester-Liberalismus» und «Händlergeist» der Briten. Selbstverständlich war der deutsche Kapitalismus immer auch angereichert mit dem Anspruch moralischer Überlegenheit und Überheblichkeit, doch im Kern standen die tüchtigen Deutschen den Briten näher als den Franzosen, die sie zwar heimlich für ihr kulturelles Raffinement bewunderten, deren politischer Zentralismus ihnen aber ein Gräuel war.

Während die Franzosen Frühnationalisten der ersten Stunde sind, hatten die freiheitsliebenden Deutschen nur schon Mühe, überhaupt erst einen gemeinsamen Staat zu gründen. Widerwillig einigte man sich erst 1871. Die deutsche Solidarität zu Frankreich war dann ein etwas künstliches, kopfgesteuertes Produkt zweier Weltkriege und der politischen Einsicht, dass man sich eine Feindschaft gegenseitig nicht mehr länger leisten konnte.

Umso interessanter ist Camerons Impuls. Er spricht aus, was Merkel nicht sagen darf. Die deutsche Kanzlerin muss behutsam auf dem Minenfeld innereuropäischer Befindlichkeiten manövrieren. Jeder beherzte Satz, jedes noch so vorsichtige Machtwort kann von den «Freunden» mit einer Mischung aus ehrlicher Sensibilität und kalkulierter Reizbarkeit zur

Staatsaffäre aufgeblasen werden. Die gewiefte Politikerin weiss genau, dass Cameron recht hat, wenn er den lähmenden Bürokratismus Brüssels als nachhaltige Wachstumsbremse kritisiert. Gerade für Deutschland stellt sich die Frage, wie lange man die Leerläufe und Wohlstandsunterschiede in Europa durch eigene Steuergelder querfinanzieren will und damit nicht beseitigt, sondern verstetigt. In Cameron hat Merkel einen heimlichen Verbündeten gefunden, mit dem sie ihre eigene Agenda, immer verschlungen, immer über die Bande, diskret vorantreiben kann. Das eher brüchige Gespann Merkel–Hollande könnte bald einem Dynamo London–Berlin weichen.

Das ist etwas viel Zuversicht, gewiss, aber auch Europa ist lernfähig, und man darf die Komplexität der deutschen Aussenpolitik, die ein Abbild der bruchvollen Geschichte dieser Nation ist, nie unterschätzen. Für die Schweiz ist beides eine gute Nachricht: die Rückkehr Grossbritanniens zu sich selbst und die Lockerung der deutsch-französischen Übereinkunft. In ersten Reaktionen gaben sich Schweizer Parlamentarier in Davos verschreckt. Zu Unrecht. Die Schweizer Position wird gestärkt, wenn ein mächtiger EU-Mitgliedstaat ähnliche oder die gleichen institutionellen Vorbehalte anbringt, wie sie hier vor allem bei der Bevölkerung, wenn auch geringfügiger in Bern, im Schwange sind. Man darf davon ausgehen, dass sich künftig auch unsere Bundesräte wieder vermehrt hinter dem Ofen hervorwagen, um das eigene Revier zu sichern. Bis jetzt sah man zu oft nur ertragsarmes Entgegenkommen, geboren aus der Angst, in Europa zu vereinsamen.

Dieses Argument, das meistens eine Ausrede war, sticht nun nicht mehr. Die Schweiz hat, wenn auch keine neuen Freunde gewonnen, so doch immerhin neue Mitstreiter entdeckt mit ähnlichen Interessen. Bundespräsident Maurer, ein begabter Bandenspieler wie Kollegin Merkel, wird es wohl vermeiden, allzu eindeutige Signale auszusenden, auch wenn er es am liebsten täte. Seine Davoser Rede allerdings war gut. Eine Pointe der Geschichte wäre es, wenn ausgerechnet Finanzministerin Widmer-Schlumpf, die Frau mit der sicheren Witterung für veränderte politische Konstellationen, ihre Fühler Richtung London ausstreckte, um an der Seite Englands voranzutreiben, was sie zuletzt instinktgenau demontierte: die politische Unabhängigkeit der Schweiz in einem wirtschaftlich offenen Europa.

Alles in bester Ordnung also? Schön wär's. Camerons Euro-Rede enthielt für liberale Ohren auch irritierende Töne, die im allgemeinen Jubel untergingen. Der Premier kündigte unter anderem einen Kampf gegen «Steuroptimierung» an, was bisher als bürgerliche Alltagspraxis galt. Der Staat bleibt offenkundig auf dem Vormarsch in Europa.



Ariella Kaeslin
Dreifache Sportlerin
des Jahres

Meine Welt. Meine Karte.



Auch als Visa Karte
und in CHF, EUR
sowie USD erhältlich.

Der Spezialist für Kredit- und Prepaidkarten. comercard.ch

comercard

you first



Erfolgsbilanz: Daniel Vasella. Seite 38



Achtung, Kontrolle: Kinderkrippe. Seite 34



Verrat: Schlacht bei Marignano, 1515. Seite 58



Intensiv: Jessica Chastain. Seite 52

Kommentare & Analysen

4 Editorial

11 Kommentar 2013 wird 1984

11 Im Auge Charlie Morgan, Soft-Hooligan

12 Kommentar Fukushima-Effekt verpufft

13 Personenkontrolle Steinke, Barras, Mörgeli, Condrau, Ritzmann, Wolff, Lux, Mauch, Reimann

13 Nachruf Jozef Glemp, Kardinal

14 Die heilsame Wirkung eines Herrenwitzes

FDP-Nationalrätin Claudine Esseiva zur Sexismus-Debatte

16 «Krieg der Talente»

Yahoo-Chefin Marissa Mayer über die Zukunft des Internets

18 Die Deutschen Alle reden über Sexismus

18 Wirtschaft In zwei Jahren droht Inflation

19 Ausland Heiss und kalt im Fernen Osten

20 Mörgeli Von Bubenberg zum Bubenstreich

20 Bodenmann Subito die Untergrenze erhöhen

23 Medien Journalisten und die Privatsphäre der Politiker

23 Gesellschaft Schwule Pfadis

24 Leserbriefe / Darf man das?

Hintergrund

26 Den Mühsamen helfen die Richter

Warum Schweizer Asylverfahren so lange dauern

29 Politik Jungfreisinnige und Junge SVP spannen zusammen

34 An der Nabelschnur des Staates

Private Kinderhorte in Zürich werden mit Auflagen überhäuft

36 Die Sonne schwächelt

Weitere Fehlprognosen der Klimaforscher

38 Dr. Vasellas globale Apotheke

Warum Novartis-Manager Daniel Vasella sein Geld wert war

40 Der schwarze Ritter des Internets

Zu Besuch bei Internet-Multimillionär Kim Schmitz (Teil 1)

42 Internet Dotcoms neue Daten-Plattform Mega

46 Finanzhilfe Die Schweiz sichert Ägypten viel Geld zu

47 Ägypten Premierminister Qandil zu den Unruhen in Kairo

48 Unser Mann bei den Nazis

Hans Frölicher, Schweizer Botschafter in Berlin bis 1945

50 Diplomatie Schaute der Bundesrat bei den Nazis weg?

51 Brief aus Berlin Thilo Sarrazin zum deutschen Wahlkampf

52 Das Chamäleon

Jessica Chastain ist Hollywoods gefragteste Schauspielerin

54 Viel giftiger

Sind radioaktive Abfälle so gefährlich wie behauptet?

55 Rohstoffe Vom Wert des Atom Mülls

56 Zeitgeschichte *Weltwoche* vom 21. August 1936

57 Flirten Plädoyer für eine aussterbende Alltagsfreude

58 Waterloo und Auferstehung

Die Niederlage der Eidgenossen bei Marignano, 1515

XF XJ XK

DER NEUE JAGUAR XF SPORTBRAKE. NEUER LEBENSSTIL IN ELEGANTEM OUTFIT.

Der neue XF Sportbrake vereint das Beste aus zwei Welten: die Eleganz einer Limousine und die Alltagstauglichkeit eines Kombis. Sein vollendetes Design umfasst einen Laderaum, der mit bis zu 1'675 Litern mehr Platz bietet als je ein JAGUAR zuvor. Sein Interieur begeistert durch erlesene Materialien in hochwertiger Verarbeitung. Und seine souveräne Kraft bezieht er aus dem sportlichen 3.0 Liter V6 Diesel S, dem sparsamen 3.0 Liter V6 Diesel oder dem 2.2 Liter Turbodiesel, dem effizientesten JAGUAR-Motor aller Zeiten (Normverbrauch 5.2 l/100 km, Effizienzklasse A).

Erleben Sie den neuen XF Sportbrake auf www.jaguar-alive.ch oder bei Ihrem JAGUAR-Fachmann auf einer Probefahrt.



JAGUAR XF Sportbrake: ab CHF 59'500.-*
Ihr Kundenvorteil: CHF 4'000.-*

JAGUAR-ALIVE.CH



HOW ALIVE ARE YOU?



* Abgebildetes Modell: XF Sportbrake 2.2 Liter Diesel, 200 PS, 2WD, 5-Türer, CHF 59'500.- (Listenpreis CHF 63'500.- abzüglich Kundenvorteil CHF 4'000.-), Angebot gültig bis 30.3.2013 (Vertragsabschluss) auf den XF Sportbrake-Modellen des Modelljahrganges 2013. Normverbrauch 5.2 l/100 km, CO₂-Emission 139 g/km (Durchschnitt aller Neuwagen in der Schweiz 153 g/km), Effizienzklasse A. Swiss Deal: gültig bis auf Widerruf (Immatrikulationen in der Schweiz) auf den XF-Modellen des Modelljahrganges 2013 (ohne XF 2.2 Liter Diesel). JAGUAR Free Service: 3 Jahre kostenlose Wartung ohne Kilometerbegrenzung, inklusive Flüssigkeiten.



Namibia – wild, herausfordernd und nur bedingt zugänglich

Expertenreise für Weltwoche-Leser: Folgen Sie mit dem Journalisten Walter Eggenberger dem Ruf der Wildnis vom 4. bis 19. August 2013.

Unvergessliche Tiererlebnisse, die grössten Wanderdünen der Welt im Sonnenaufgang, unendliche Weiten und gastliche Lodges vom Feinsten – erleben Sie «Out of Africa», wie es schöner nicht sein kann!



Walter Eggenberger ist vielen Schweizern als Moderator des TV-Magazins «10 vor 10» bekannt. Er war mehrfach beruflich und privat in Afrika, unter anderem mit den Blaumützen in Namibia. Er gibt an acht Tagen in Vorträgen sein Wissen über Land und Leute weiter und erläutert politische und wirtschaftliche Zusammenhänge.

Kriminalität, Korruption und Krankheiten – die Liste der Vorurteile gegenüber Schwarzafrika ist lang. Walter Eggenberger zeigt Ihnen, dass Reisen in Namibia nicht nur sicher, sondern auch überwältigend schön ist. Als Informationschef des Schweizer Kontingents war er erheblich an der Uno-Aktion zur Schaffung eines unabhängigen Namibias beteiligt. In enger Zusammenarbeit mit ihm ist diese besondere Reise entstanden, die Ihnen das Land auch abseits der strahlenden Hochglanzprospekte zeigt. Von Namibia geht eine seltene Faszination aus, wie in dieser Intensität nur von wenigen Orten. Namib – die älteste Wüste der Erde – gab dem Land seinen Namen und fesselt den Besucher mit einer Landschaft wie von einem fremden Planeten. Endlos scheinende Wanderdünen, skurrile Felsformationen und die älteste Pflanze der Welt präsentieren sich wie Kunstobjekte den Fotografen. Nachts residieren Sie in traumhaften Lodges, kleinen Oasen mitten in der Wildnis, wo Sonnenuntergänge und tierisches Gedrängel am Wasserloch

zum Abendprogramm gehören. Gehen Sie mit Löwenfamilien, Elefantenherden und Giraffen im Etoscha-Nationalpark auf Tuchfühlung, und entdecken Sie mit Walter Eggenberger eines der bestgehüteten Geheimnisse Afrikas.

Weitere Highlights und Vortragsthemen dieser Reise

Walter Eggenberger: Wie geht es dem Land 23 Jahre nach der hart erkämpften Unabhängigkeit, und was ist dran an den Schauergeschichten um Kriminalität und Korruption?

- **Windhoek:** Die unafrikanischste aller Hauptstädte besticht durch bunte, gepflegte Häuser im Kolonialstil – eine geführte Township-Tour zeigt auch die andere Seite Afrikas.
- **Out of Africa:** In traumhaften Lodges den Blick in die Ferne schweifen lassen und die grosse Freiheit geniessen, während die heimische Tierwelt an der Terrasse vorbeizieht.
- **Sossusvlei:** Unvergessliche Aussichten auf die höchsten Wanderdünen in der ältesten Wüste der Welt – ein leuchtendes Farbspektakel im Sonnenaufgang.
- **Bootsausflug zur Walvis Bay:** Ein Paradies für Pelikane, Delfine und Kormorane. Feuchtfrohlicher Besuch von neugierigen Seehunden an Bord nicht ausgeschlossen!
- **Zeitreise:** Erfahren Sie, wie die Damara vor Jahrhunderten gelebt haben und ihre traditionelle Kultur bewahren: Schmiedekunst, Schmuckherstellung, traditionelle Tänze, das heilige Feuer und vieles mehr.
- **Jäger und Sammler:** Auf einem Bushwalk lehrt ein Guide, wie Tierspuren im staubigen Savannenboden zu lesen sind und welche Pflanzen medizinisch genutzt werden können.

- **Etoscha-Nationalpark:** Beim Streifzug durch die Savannenlandschaft Namibias gehen Sie mit den Big Five auf Tuchfühlung – ein einmaliges Erlebnis.
- **Twyfelfontein:** Orgelpfeifen, verbrannter Berg und versteinertes Wald sind die klingenden Namen für Zeugnisse geologischer Urzeiten.

Weltwoche-Spezialangebote

Expertenreise für Weltwoche-Leser

Namibia
Mit Walter Eggenberger
4. bis 19. August 2013

Reisearrangement
Für Abonnenten: Fr. 7500.–
Für Nichtabonnenten: Fr. 7800.–

Detailprogramm/Anmeldeformular
Weitere Informationen zur Reise finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub.

Veranstalter
Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Reiseagentur cotravel in Allschwil BL (www.cotravel.ch)

Telefon: 061 308 33 00
E-Mail: cotravel@cotravel.ch



«Wir müssen wieder sagen, wo wir hinwollen»: Unternehmer Schwenk. Seite 30

Interview

30 «Ich dulde keine Ungerechtigkeit»

Pilatus-Chef Oscar Schwenk über die Kunst, Militärflugzeuge zu verkaufen, über Blocher, Gewerkschaften und die «Abzocker»-Initiative

Stil & Kultur

- 62 Stil & Kultur Claudia Schiffer, Topmodel
- 64 Bestseller
- 64 Literatur Der Briefwechsel zwischen Peter Handke und Siegfried Unseld
- 65 Theater «Expats» am Theater Neumarkt in Zürich
- 65 Jazz Oliver Lake, Christian Weber, Dieter Ulrich
- 66 Top 10
- 66 Kino «Zero Dark Thirty»
- 67 Fernseh-Kritik Ziehung des Schweizer Zahlenlottos
- 68 Namen Von Pierre Koller bis Ellen Ringier
- 69 Hochzeit Patricia Wirz und Peter Lützelstüh
- 69 Thiel Knicks in Paris
- 71 Im Gespräch Christian Frommherz, CEO des Schweizer Uhrenherstellers Hanowa
- 72 Wein Lindes de Remelluri 2009, Remelluri Reserva 2007
- 72 Die Besten Dreimal Rot für einen Valentin
- 73 Auto Porsche Cayenne GTS
- 74 MvH trifft Rams, Punkrocker

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,
Andreas Kunz, Christoph Landolt,
Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
Florian Schwab, Lucien Scherrer,
Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Markus Gisler, Pierre Heumann,
Peter Hohenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,
Deborah Neufeld, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),
Verena Tempelmann, Nadja Schmid (*Assistentin*)
Layout: Tobias Schär (*Leitung*),
Silvia Ramsay
Korrektur: Cornelia Bernegger und
Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,
Gregor Szyndler, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger
Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),
Christine Lesnik (*Leitung WW-Magazin*),
Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,
info@adextra.ch
Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,
Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt
auf Recyclingpapier, das aus
100 % Altpapier hergestellt ist.
Es schont damit Ressourcen,
Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel
empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte
entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Toskana – Verführerische Genüsse

Herausragende Kulinarik und Weinkultur, umgeben von romantischer Natur –
Mittwoch, 19. Juni, bis Sonntag, 23. Juni 2013.

Tauchen Sie ein in die kulturellen Schätze von Florenz und in die hochstehende Kulinarik der Toskana. Sie erkunden malerische Städtchen, übernachten in einer Renaissance-Villa und erfahren mehr über die Pecorino-Produktion. Während der Reise geniessen Sie die authentische toskanische Küche, und zwei namhafte Weingüter präsentieren Ihnen Rebberg, Weinkeller und ihre hochprämierten Weine. In Florenz erwarten Sie Bistecca alla fiorentina, Palazzo Pitti und Ponte Vecchio.

Mittwoch, 19. 6. 2013

Abflug am Mittag ab Zürich. Danach Transfer durch die traumhafte Toskana in die Weinregion Montepulciano und Check-in in der «Villa Cicolina». Zeit zur Entspannung am Pool oder für einen Spaziergang durch die Rebberge. Am Abend gemeinsamer Kochkurs und Genuss der eigenen Kreationen mit ausgesuchten Weinen.

Donnerstag, 20. 6. 2013

Fahrt zum Podere Il Casale, einem landwirtschaftlichen Biobetrieb, und Besichtigung der Reben, Olivenhaine und Gemüsegärten. In der Käserei degustieren Sie die verschiedenen Pecorini des Hauses. Danach Mittagessen in einem lokalen Restaurant und geführter Rundgang durch Montepulciano. Transfer zum Hotel und Abendessen mit privater Weindegustation.

Freitag, 21. 6. 2013

Transfer ins Chianti-Gebiet zum Weingebiet Montepulciano und Rundgang mit dem Önologen durch die Rebberge und Weinkeller. Danach leichtes Mittagessen in den herrschaftlichen Räumen des Gutes. Anschliessend degustieren Sie auf Brancaia die ausgezeichneten Weine und Olivenöle des Hauses Transfer nach Florenz und Check-in im Hotel. Individuelles Entdecken der Stadt und Abendprogramm.

Samstag, 22. 6. 2013

Stadtführung durch Florenz mit Besichtigung der Uffizien und Mittagessen im Restaurant «Olio e Convivium». Danach Einführung in die Kaffeekultur in der Accademy Caffè von Mokaflor. Zeit zur freien Verfügung und am Abend Genuss der legendären Bistecca alla fiorentina bei «Buca Mario».

Sonntag, 23. 6. 2013

Zeit um weitere Sehenswürdigkeiten der Stadt zu entdecken. Individuelles Mittagessen und Abflug am Abend nach Zürich.

Spezielle Erlebnisse

- Blicke hinter die Kulissen
- Führung durch die Kulturstadt Florenz
- Geschichtsträchtige Küchenkunst
- Besichtigungen von Weingütern
- Genuss von regionalen Produkten
- Privater Kochkurs in der «Villa Cicolina»
- Besuch eines Kaffeeseminars

Weltwoche-Spezialangebot

Kulinarikreise für Weltwoche-Leser

Verführerische Genüsse der Toskana:
Mittwoch, 19. Juni, bis Sonntag, 23. Juni 2013

Reisearrangement/Preis

Weltwoche-Abonnent/-in:	Fr. 3550.–
Nicht-Abonnent/-in:	Fr. 3750.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 700.–
Teilnehmerzahl:	max. 16 Personen
(Flüge mit Swiss)	

Detailprogramm

Detaillierte Informationen zum Reiseprogramm finden Sie unter www.weltwoche.ch/platinclub

Anmeldung/Anmeldeschluss

Direkt bei Seventhaven:
info@seventhaven.ch
oder Telefon 044 777 70 70
Anmeldeschluss: 15. 3. 2013

Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Kulinarikreisen spezialisierte Boutique-Reiseagentur Seventhaven Switzerland Ltd. in Zürich, www.seventhaven.ch

2013 wird 1984

Von Urs Paul Engeler — Die Schweiz wird einfacher. Bald entlasten Bank und Beamte den Bürger von den Mühen des Ausfüllens einer Steuererklärung.



Vorschnelle Äusserung: Bundesrätin Widmer-Schlumpf, BDP-Präsident Landolt, 2012.

Wie immer, wenn der überforderte kleine Bürger vom lieben Staatsapparat noch perfekter umsorgt werden soll, kommt der Anstoss zu dieser Errungenschaft von links, genauer gesagt aus Brig. Diesmal geht es um die Erleichterung im Umgang mit den Steuerformularen. Ausgeheckt hat den Fortschritt der Hotelier und Hintergrund-Politiker Peter Bodenmann (SP, VS). Wie immer, wenn er nachgedacht hat, wird die neue frohe Botschaft aus Brig von seiner engsten Vertrauten aus früheren Verhältnissen bis in heutige Tage, Susanne Leutenegger Oberholzer (SP, BL), verkündet. (Die beiden tragen auf ihren Kanälen auch den wörtlich gleichen Kalauer vor, das Staatsfernsehen unter Direktor Ruedi Matter werde «matt und matter», weil es zu wenig intensive und effektive politische Bearbeitung betreibe und zu viel seichte Unterhaltung sende. Aber das ist ein anderes Thema.)

Am 18. Dezember war Lautsprecherin Leutenegger Oberholzer in Bern vor die Medien getreten mit der Forderung, der automatische Austausch von Bankdaten müsse erstens im Verkehr mit ausländischen Kunden und zweitens auch in der Schweiz Einzug halten. Sie stelle sich das so vor, dass die Banken den Konto- und Depotstand per Ende Jahr, den sie bislang ihren Kunden zugesandt haben, direkt

den Steuerämtern übermitteln. Am 24. Januar echote Bodenmann dann in der *Weltwoche* auf sein kundenfreundliches Konzept der kommunizierenden Bank- und Amtsröhren. Titel: «Matt, matter und Matter».

Zu diesem Zeitpunkt hatte die dritte Linke im Bundesrat, Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), die zukunftsweisende Idee bereits aufgenommen und verinnerlicht. Zuerst war es die etwas vorschnelle, weil mit den Regierungskollegen nicht abgesprochene Äusserung an der Medienkonferenz zum Anlass ihrer Abdankung als Bundespräsidentin. Am letzten Wochenende bestätigten nun die Spitzen der BDP, dass der automatische Transfer der Bankdaten in die Datenbanken der Steuerämter die offizielle Politik der Partei sei. BDP-Vize Lorenz Hess (BE) stellte in der *Sonntagszeitung* in Absprache mit Widmer-Schlumpf sich das exakt so vor wie Leutenegger Oberholzer: dass die Banken den Konto- und Depotstand per Ende Jahr, den sie bislang ihren Kunden zugesandt haben, direkt den Steuerämtern übermitteln.

Ebenso erfreulich für den Bürger wie wichtig für den politischen Prozess ist, dass damit auch die UBS diese Entwicklung aktiv fördert. BDP-Präsident Martin Landolt, der von der Glarner Kantonalbank aufgrund unlauterer

»» Fortsetzung auf Seite 12

Sterbender Schwan



Charlie Morgan, Soft-Hooligan.

Hooligans im Rampenlicht des Schreckens. 74 Menschen starben im Blutbad, das vor einem Jahr organisierte Fanatikertruppen von al-Masri aus Kairo unter Anhängern des Klubs al-Ahli im Stadion von Port Said angerichtet hatten. 21 Totschläger wurden jetzt zum Tode verurteilt. Nach dem Schuldspruch sind nochmals drei Dutzend Demonstranten im Tumult vor dem Gefängnis in Port Said ums Leben gekommen. Fussballkrieg als Bürgerkrieg.

Es geht doch nur um den Ball. Charlie Morgan, 17, Balljunge im Stadion von Swansea City an der walisischen Kanalküste, legte sich kurz vor Schluss des Cupspiels gegen Chelsea wie eine Gluckhenne auf den ins Aus gerollten Ball und gab ihn einfach nicht mehr her. Chelsea-Stürmer Eden Hazard, 22, trat im Verliererstress wild auf die Stelle ein, wo er das Streitobjekt vermutete, irgendwo unter Charlies Unterleib, und irgendwann kollerte der Ball unter dem Usurpator hervor, und der geschundene Ballboy krümmte und wand sich und gab den sterbenden Schwan. Hazard erhielt die rote Karte, und gegen ihn erhob sich ein nationaler Aufschrei, der sich in den Medien hochgepeitscht fortsetzte. Bis jemand im Internet nachschaute und unter Charlies Twitter-Adresse die Erklärung für das Drama fand. Dass er am Spielfeldrand etwas für seine «Schwäne», wie die Swansea-Kicker genannt werden, unternehmen werde. «Der König aller Ballboys ist zurück ... er wird zum Zeitschinden gebraucht.» Seine Identität wurde rasch gelüftet: Sohn des Klubpräsidenten und Mehrheitsaktionärs Martin Morgan, Besitzers einer Hotelkette und sechzig Millionen schwer. Der Bubi und Erbe fährt einen weissen Audi A1 und denkt noch über seinen künftigen Beruf nach.

Die Folgen dieser Farce: Charlie, der Soft-Hooligan, feiert sich, mit vielen zerschlagenen Champagnerflaschen, als Sieger. Die «Schwäne» erreichten erstmals das Cup-Endspiel. Die Zahl Follower stieg von 600 auf über 100 000. Und während der Aggressor Hazard mit einer langen Sperre rechnen muss, möchte das Opfer sein Talent nutzen und bewirbt sich in einer echten Reality-Show.

Peter Hartmann

Machenschaften noch geschasst wurde, arbeitet heute als honorierter UBS-Lobbyist und stellt, ohne sich in den Vordergrund zu drängen, die direkte Verbindung zwischen Finanzdepartement und der UBS (und umgekehrt) sicher. Dank dieser Bankenpartei hat der kleine Bürger, den diese Umkämpfungen womöglich noch leicht verwirren mögen, die beruhigende Gewissheit, dass die vom neuen UBS-Präsidenten Axel Weber in sauberdeutscher Manier geführte UBS jederzeit eng mit der Staatsgewalt in Bern kooperiert.

Der Funktionär weiss alles

Das nährt die Hoffnung, dass FDP-Präsident Philipp Müller, der den Fortschritt verschlafen und Widmer-Schlumpf Ende Jahr noch unfein attackiert hat, mit seinen beiden freisinnigen Bundesräten rasch umschwenkt. Denn der offizielle Blick der Beamten in die Finanzen des Individuums entspricht dem «liberal», das die FDP im Logo führt. «Liberal» heisst ja «freiheitlich»; und durch den automatischen Datentransfer wird der Mensch tatsächlich befreit. Er wird befreit vom mühseligen Übertragen der Kontostände und Aktienpakete vom Bankauszug in die Steuererklärung; er wird befreit von den quälenden Gedanken, vielleicht etwas vergessen zu haben und verhaftet zu werden; er wird befreit von Bussen, wenn er eine Frist verpasst hat. Er atmet auf.

Er gewänne noch mehr Freiheit und Freizeit, wenn das System zügig perfektioniert würde. So könnte, falls die fürsorglichen Steuerleute lediglich per Ende Jahr informiert werden, ja der Fall eintreten, dass Aktienpakete oder Obligationen in der Zeit dazwischen gekauft und verkauft werden und somit für den Beamten unsichtbare Dividenden oder Zinsen abwerfen. Diese Gewinne müssten weiterhin in lästiger Handarbeit nachgeliefert werden. Erst frei wird der Mensch, wenn der gesamte Verkehr mit sämtlichen Geldinstituten – das heisst alle Eingänge (samt Absender), alle Überweisungen (samt Empfänger), alle Transaktionen, alle Zinsen – den Behörden gemeldet werden. Um sicherzustellen, dass auch wirklich jedes Detail erfasst und übermittelt wird, kann er sich – gegen eine bescheidene Gebühr, versteht sich – eine Kopie zustellen lassen.

Da die Ämter bereits den Zivilstand, die Adresse und (dank automatisch überwiesenem Lohnausweis) den Arbeitsort, allfälligen Liegenschaftsbesitz samt staatlich festgelegtem Eigenmietwert sowie die Zahl der Autos kennen, erübrigt sich jeder fiskalische Papierkrieg. Der Funktionär weiss alles.

Wer «1984!» schreit, hat George Orwell nicht oder falsch gelesen. Die totalbetreuten Menschen fühlen sich (bis auf einen revoltierenden Spinner) durchaus wohl. 2013 wird die Schweiz noch besser.

Kommentar

Fukushima-Effekt verpufft

Von Alex Baur — Die Kernenergie gewinnt gemäss einer Umfrage von Demoscope an Zustimmung. Die Politik steht mit dem voreilig verkündeten Atomausstieg vor einem Legitimationsproblem.

74,2 Prozent der Schweizer erachten die Kernenergie für einen sicheren und 63,6 Prozent für einen preisgünstigen Stromlieferanten; 66,8 Prozent meinen, dass es auch in Zukunft Grosskraftwerke brauche, und 61,4 Prozent, AKW seien für unsere Stromversorgung unverzichtbar; 52,6 Prozent glauben, dass eine saubere Entsorgung der Abfälle möglich sei, und 47,2 Prozent, dass die Atomkraft das CO₂-Problem entschärfe. Drei Viertel der Schweizer lehnen Stromimporte als Alternative ab. Dies die wichtigsten Resultate einer repräsentativen Umfrage des Institutes Demoscope unter 2215 Schweizern, die im letzten Herbst durchgeführt und in diesen Tagen publiziert wurde.

Die im Auftrag von Swissnuclear* erstellte Umfrage ist von besonderem Gewicht, weil sie seit 2001 jährlich anhand derselben Fragestellungen erhoben wird und damit Auskunft gibt über langfristige Entwicklungen. Dabei fällt vor allem eines auf: Die Meinungen sind in den letzten zehn Jahren erstaunlich stabil geblieben, die Schwankungen bewegen sich bei den meisten Fragen im einstelligen Prozentbereich. Wohl war im Nachgang zur Havarie von Fukushima 2011 in Bezug auf die Akzeptanz der Kernenergie eine markante Delle zu verzeichnen, die aber bereits im letzten Jahr wieder weitgehend ausgeglichen wurde. Mit anderen Worten: Der Fukushima-Effekt ist am

Verpuffen, von einem nachhaltigen Meinungsumschwung kann keine Rede sein.

Spektakulär ist die Entwicklung bloss in einem Punkt: War bis 2008 nur ein Drittel der Befragten der Ansicht, die Kernenergie sei günstig, hat sich dieser Anteil seither verdoppelt. Und: Lediglich die Hälfte erklärte sich bereit, eine «deutliche Erhöhung» der Stromkosten für einen Atomausstieg in Kauf zu nehmen. Ebenfalls kontinuierlich, doch in viel kleinerem Ausmass gewachsen ist im selben Zeitraum jene Minderheit, die glaubt, dass AKW für die Stromversorgung nicht notwendig seien, nämlich von 23,2 auf 36,1 Prozent.

Krasse Missachtung des Volkesentscheids

Anlässlich des letzten Urnengangs zum Thema im Jahr 2003 erhielt die Initiative «Für eine Energiewende und die schrittweise Stilllegung der Atomkraftwerke» eine Zustimmung von 33,7 Prozent. Zwei Drittel des Stimmvolkes erteilten dem Vorhaben eine deutliche Absage. Trotzdem beschlossen Regierung und Parlament acht Jahre später die Umsetzung ebenjener Vorlage. Eine derartige Missachtung des Volkswillens dürfte einzigartig sein in der Schweizer Geschichte. Als Legitimation diente ein angeblicher Meinungsumschwung im Volk. Bereits im letzten Jahr strafte eine Erhebung der ETH Zürich («Die verflixte Schweigespirale», *Weltwoche* Nr. 33/12) diese Annahme Lügen. Die Erhebung von Demoscope bestätigt nun diesen Befund.

Mittlerweile sind in Fukushima Zehntausende von Evakuierten in ihre Häuser zurückgekehrt. Und noch immer ist wegen des nuklearen GAUs in Japan kein Mensch gestorben, niemand wurde bleibend verletzt. Derweil dämmert da und dort die Einsicht, dass die vielbeschworene Energiewende ein riskantes Abenteuer mit vielen Unbekannten ist und dass der teure Strom von Sonne und Wind nur selten zur Verfügung steht, wenn man ihn braucht. Naturfreunde mobilisieren derweil gegen die Verschandelung der Landschaft durch subventionierte Windmühlen, die in den wenigen Stunden, in denen sie sich bewegen, vor allem eine tödliche Falle für Zugvögel darstellen.

Vor diesem Hintergrund ist eine Volksbefragung über den Atomausstieg und die sogenannte Energiewende das Mindeste, was man von der Politik erwarten kann – und zwar, bevor alle Weichen gestellt sind.



Von Meinungsumschwung kann keine Rede sein.

* Swissnuclear (www.swissnuclear.ch) ist die Fachgruppe für Kernenergie von Swisselectric, einem Zusammenschluss der grössten schweizerischen Stromverbundunternehmen.

Personenkontrolle

Steinke, Barras, Mörgeli, Condrau, Ritzmann, Wolff, Lux, Mauch, Reimann

Die Ansage war unmissverständlich. Mitte September 2012 teilten die Medizinhistoriker Prof. Hubert Steinke, Prof. Vincent Barras und Prof. Hans-Konrad Schmutz ihrem Fachkollegen Christoph Mörgeli via Pressemitteilung mit, der Zürcher SVP-Nationalrat sei als Mitglied der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften (SGGMN) «nicht mehr tragbar». Der Vorstand werde der Generalversammlung den Antrag stellen, Mörgeli aus der Gesellschaft auszuschliessen. Vier Monate und einen offenen Brief von Mörgeli später krebste der Vorstand überraschend zurück. Er verzichtete «auf



Wieder tragbar: Medizinhistoriker Mörgeli.

weitere Massnahmen», teilte er am Dienstag mit. Der Rückzieher erfolge «im Interesse der freien Meinungsäusserung», so der SGGMN-Vorstand, dem neben Mörgelis angeschlagenen Gegenspielern Flurin Condrau, Iris Ritzmann und Eberhard Wolff etwa auch Jean-Jacques Dreifuss angehört, der Bruder der früheren SP-Bundesrätin. Warum jedoch die Gesellschaft im vergangenen September die «freie Meinungsäusserung» noch nicht als schützenswertes Gut erachtete, bleibt Gegenstand medizinhistorischer Standesforschung. (gut)

Aufmerksame Leser von Stelleninseraten melden, dass die Eidgenössische Finanzmarktaufsicht (Finma) auf der Suche nach einer/einem «Mediensprecher/in 100%» ist. Eine Anfrage bei Tobias Lux, dem bisherigen Stelleninhaber, fördert zutage, dass die Medienstelle der Finma aufgestockt wird. Fortan werden zwei Pressesprecher den Informationsdurst der Journalisten stillen. Die Medienstelle der Finma wächst damit um 100 Prozent, während die übrige Behörde jährlich – im Durchschnitt der letzten drei Jahre – «nur» um 20 Prozent gewachsen ist. Die personelle Expansion der Finma bezahlen die Banken und letztlich deren Kunden. (fsc)



Kurz auf CNN: Stadtpräsidentin Mauch.

Für einmal hatte die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) die Weltbühne ein paar Sekunden lang für sich. Auf dem Rückweg vom WEF legte CNN-Talker Richard Quest am letzten Montag an der Limmat einen Halt ein und sendete direkt aus dem Hotel «Storchen». Nach dem Auftritt von Bank-Bär-CEO Boris Collardi und dem israelischen Finanzminister Yuval Steinitz blieb für Mauch indes nicht mehr so viel Zeit übrig. Sie konnte den Talkmaster gerade noch zum gemeinsamen Bad im See einladen, sobald es wärmer werde. (axb)

Vor einer Woche vermeldeten wir an dieser Stelle, dass Christoph Mörgeli an der Tombola der Albisgütli-Tagung ein Elektrovelo gewonnen habe und es ihm deshalb sicher nicht schwerfalle, die angekündigten fünf Kilos zu verlieren – bei ausgeschaltetem Elektromotor. Leider lag unsere Quelle falsch. Mörgeli gewann kein Elektrovelo, sondern ein Mountainbike. Wir entschuldigen uns für das Versehen. Immerhin gibt es am Gelingen des Abnehmmanövers nun keinen Zweifel mehr. (aku)

Der junge SVP-Nationalrat Lukas Reimann ist bekannt dafür, kein heisses Eisen zu scheuen. Ob Goldinitiative oder Transparenz der Politiker-Gehälter, Reimann macht mit provokanten Thesen auf sich aufmerksam und verlässt oft die eingetretenen Pfade der Politik. Manche bezeichnen ihn als rechten Revoluzzer. Die Idee, beim Fototermin für die Weltwoche (den Artikel lesen Sie auf Seite 29) das Tabakrauchen als revolutionäre Geste gegen staatliche Verbote ins Bild zu setzen, gefiel Reimann dann aber doch nicht. Bevor das Blitzlicht des Fotoapparats losging, lag die Zigarette im Aschenbecher. (fsc)



Rauchfrei: SVP-Jungpolitiker Reimann (r.).

Nachruf



Ehrlicher Vermittler: Kardinal Glemp.

Jozef Glemp (1929–2013) — Sein Wirken an der Spitze der einflussreichen Kirche Polens stand von Anfang an unter einem schlechten Stern. Der relativ klein gewachsene, scheue und fromme Jozef Glemp, ab 1981 Primas der katholischen Kirche, hatte einen charismatischen Vorgänger, mit dem er stets verglichen wurde. Glemp hatte wenig Zeit, um sich an die Verantwortung seiner neuen Stellung zu gewöhnen. Schon ein halbes Jahr nach seiner Ernennung griff Premierminister Wojciech Jaruzelski auf Kriegerrecht zurück – seine martialische Antwort auf die Erfolge der Gewerkschaft Solidarnosc.

Weil Glemp ein ehrlicher Vermittler zwischen Opposition und Regime sein wollte, warf ihm ein Teil der Gläubigen vor, mit Jaruzelski zu kooperieren. Dieser, so verteidigte Glemp den starken Mann in Warschau, habe zu Gewalt gegriffen, um eine Invasion der Sowjets zu verhindern. Glemp war überzeugt, dass der Kommunismus noch lange anhalten werde. Deshalb ging er einen Kompromiss mit der Partei ein.

Seiner Glaubwürdigkeit als oberster Katholik Polens schadete indirekt auch der polnische Papst Johannes Paul II. Weil sich Glemp ständig auf diesen berief, entstand der Eindruck, Glemp sei lediglich ein lokaler Vertreter des Vatikans. Als sich Polen vom Kommunismus befreite, erlebte der Arbeitersohn mit deutschen Wurzeln eine weitere Enttäuschung: Viele Bürger wandten sich von der Kirche ab, weil sie Kapitalismus und Konsum für attraktiver hielten als das Gebet. Als Primas trat der Kardinal vor drei Jahren zurück. Er starb am 23. Januar an Lungenkrebs. Pierre Heumann

Herr Brüderle, entschuldigen Sie sich

Von *Claudine Esseiva* — Der deutsche FDP-Politiker Rainer Brüderle soll sich einer Journalistin gegenüber schlüpfrißig geäußert haben. Frauen, die sich darüber empören, werden als Mimosen kritisiert. Zu Unrecht. Es gibt sexistische Vorfälle, gegen die man sich zur Wehr setzen muss.



Gefährliche Nähe: FDP-Politiker Brüderle, Stern-Journalistin Himmelreich am 10. Januar 2013 in Osnabrück, ein Jahr nach dem Vorfall.

Im Kurznachrichtendienst Twitter wurden im deutschen Sprachraum innerhalb weniger Tagen über 60 000 Beispiele gepostet, in denen vor allem Frauen über sexistische Sprüche und Handlungen berichteten, mit denen sie im Alltag konfrontiert waren. Den Anstoss zur Twitter-Aktion und zu der laufenden Debatte um Sexismus gab ein Artikel im *Stern*, in dem die Journalistin Laura Himmelreich schildert, wie anzüglich der FDP-Politiker Rainer Brüderle sich ihr spätabends an einer Bar genähert habe: Der 67-Jährige «Hoffnungsträger» der deutschen Liberalen äusserte sich lobend über das Décolleté der 29-Jährigen.

Die Reaktionen auf diesen Artikel waren gerade in Deutschland äusserst heftig. Viele Frauen und Männer berichteten über ihre eigenen Erfahrungen, viele regten sich aber auch über die Diskussion auf. Das alles sei doch gar kein Problem, Sprüche à la Brüderle seien

doch nur harmlose Herrenwitze, nicht ernst gemeint, und man dürfe ja wohl noch mit Frauen flirten. In der Schweiz waren die Reaktionen eher verhalten. Journalistinnen und Politikerinnen, die von der Presse angefragt wurden, gaben an, solche Vorfälle nie erlebt zu haben. Dabei ist es ein offenes Geheimnis, dass

Wie bitte? Bin ich eine prude Emanze, die keinen Spass versteht?

es auch in der Schweiz Politiker gibt, die für ihre «flotten» Sprüche bekannt sind – erinnert sei an gewisse Stadtpräsidenten – und die salonfähig bleiben, obwohl sie sich regelmässig im Ton gegenüber Frauen vergreifen.

Während die meisten Frauen von solchen Beispielen angeblich nichts wissen, ging die

Kommunikationschefin der CVP Schweiz, Marianne Binder, noch einen Schritt weiter. Sie verharmloste die Sache, indem sie den Aufschrei als Zeichen mangelnder Emanzipation abtat: Frauen seien keine Opfer, sie sollten sich einfach wehren und sich nicht wie Mimosen benehmen.

Häme für eine Blondine

Wie bitte? Bin ich etwa eine Mimose, weil ich mich über sexistische Sprüche aufrege? Flüchte ich mich in eine Opferrolle? Bin ich eine prude Emanze, die keinen Spass versteht? Es ist mir in den letzten Tagen aufgefallen, dass die meisten Leute, die auf Facebook und Twitter diskutieren, den Unterschied zwischen Sexismus und sexuellen Übergriffen offenbar nicht kennen. Dabei ist eines klarzustellen: Ein sexistischer Spruch ist noch kein sexueller Übergriff, also kein Verbrechen. Aber er ist

eine Respektlosigkeit, der die Betroffenen in eine unangenehme Situation bringt. Und um genau diese Sprüche, diese unangenehmen Situationen, geht es. Die Frage, wo die Grenze ist zwischen einem harmlosen Flirt und einem sexistischen Spruch, ist dabei nicht immer einfach zu beantworten. Oft hängt es von der Situation oder dem Gesprächspartner ab, ob eine Bemerkung unangebracht ist.

Was in der laufenden Diskussion bis jetzt kaum zur Sprache kam, ist der Sexismus in den Medien. Gerade wir FDP-Frauen konnten dazu äusserst aufschlussreiche Erfahrungen sammeln. So geschehen, als wir im Sommer 2011 mit der Kampagne «Nicht mehr oben ohne» für mehr Frauen in der Chefetage für Aufsehen sorgten – und auch ziemlich viel Häme einstecken mussten. Ähnliches ist kürzlich der Solothurner Regierungsratskandidatin Brigit Wyss (Grüne) widerfahren, die mit dem Slogan «bio, bodenständig, blond» um Stimmen wirbt. Einige Journalisten kritisierten die Kampagne wegen dem Adjektiv «blond» als inhalts- und niveaulos.

Sexismus auf dem Flumserberg

Bei beiden Kampagnen wurde das Augenzwinkern der Frauen überhaupt nicht verstanden, geschweige denn goutiert. Bezeichnend ist dabei, dass die Medienberichterstattung ganz anders ausfiel, wenn Männer mit denselben Mitteln Wahlkampf betrieben. Erinnert sei an den grünen Nationalrat Bastien Girod, der sich für seine Wahlkampagne nackt auszog – und dafür viel positive Berichte einheimste.

Ein weiteres Beispiel dafür, wie in Sachen Sexismus mit unterschiedlichen Ellen gemessen wird, ist die Diskussion, die kürzlich eine Werbung des Ski- und Wandergebiets Flumserberge ausgelöst hat. Die Tourismusregion lancierte einen Videoclip (der bezeichnenderweise von Youtube gesperrt wurde!), in dem hart

arbeitende Männer gezeigt werden, die von sexy Frauen angehimmelt werden. Am Schluss des Filmchens reisst sich eine Frau vor lauter Freude am Halligalli der Männer das Oberteil weg. Zusammen mit anderen Politikerinnen kritisierten die FDP-Frauen diese Werbung als sexistisch.

Die Reaktionen waren erstaunlich: In einem Kommentar der NZZ wurde der Präsidentin der FDP Frauen, Carmen Walker Späh, jegliches Recht aberkannt, sich über sexistische Werbung zu äussern. Mit der Begründung, dass sie bei unserer «Nicht mehr oben ohne»-Kampagne auch keine besseren Argumente gefunden habe für mehr Frauen in den Chefetagen als die Flumserberg-Werber für mehr Touristen. Der Unterschied zwischen Sexismus und selbstbestimmter Koketterie mit der eigenen weiblichen Sexualität scheint nicht überall geläufig zu sein.

Sexismus breitet sich meist dort aus, wo ein Machtgefälle besteht. Ich selber habe schon ge-

Oft hängt es von der Situation oder dem Gesprächspartner ab, ob eine Bemerkung unangebracht ist.

nügend Beispiele erlebt und von Kolleginnen gehört. Da war zum Beispiel jener Vorgesetzte, der eine Praktikantin in einer Sitzung mit dem charmanten Spruch «Das ist unsere neue Blondine» begrüsst. Wie sollte sich die junge, soben eingestellte Frau gegenüber ihrem Chef wehren?

Genauso gibt es immer noch Frauen, die bewusst in einem Hosenanzug zur Arbeit gehen, weil sie sich die dummen Sprüche über ihr Äusseres, wenn sie mit Jupe und Stiefeln kommen, einfach nicht mehr anhören wollen. Und es gibt Mitarbeiterinnen, die per Zufall Mails bekommen, die eigentlich nicht für sie be-

stimmt waren und in denen Nettigkeiten stehen wie: «Frauen sind eh zu dumm, diese Abläufe zu kapieren.»

Das alles sind sexistische Vorfälle. In solchen Situationen braucht es doch ziemlich viel Selbstvertrauen und eine gute Unternehmenskultur, um dem Absender mitzuteilen, dass sein Spruch nun wirklich daneben war und er sich entschuldigen soll. Gerade aus diesem Grund ist die aktuelle Diskussion über Sexismus richtig und wichtig. Dabei geht es nicht einmal primär um die Politik, denn dort bewegen sich viele Frauen, die sich gegen sexistische Angriffe durchaus zur Wehr setzen können. Wichtiger ist, dass die Debatte aufzeigt, dass sexistische Sprüche gerade im Berufsleben nicht nur unangebracht, sondern für die Betroffenen auch extrem stossend sind.

Brüderle sollte sich entschuldigen

Die Diskussion macht Mut, sich zu wehren. Sie könnte aber auch zeigen, dass man sich für einen blöden Spruch durchaus entschuldigen kann. Ich rate Herrn Brüderle, dies bei der Journalistin zu tun – dann ist die Sache gegessen. Und in Zukunft werden sich Männer und Frauen hoffentlich zweimal überlegen, ob der Witz, der ihnen gerade auf der Zunge liegt, wirklich lustig ist.

Claudine Esseiva



Die Ökonomin, 34, ist Mitinhaberin eines Kommunikationsbüros und Generalsekretärin der FDP-Frauen.

Mehr zum Thema: **Seite 18, 23**
Die Kunst des Flirtens: **Seite 57**

WIR HABEN IHRE DATEN NOCH SCHNELLER INS SPITAL GEBRACHT.



Bei einem Notfall ist präzise und zeitnahe Information entscheidend. Unsere Lösung? Ein einmaliges und schnelles Informationssystem, das dank tragbarer Computer den Datenaustausch zwischen allen Rettungsdiensten in Echtzeit ermöglicht.

Mit Navigationshilfen, um alle dorthin zu bringen, wo sie gebraucht werden. Und einem Instant-Messaging-System, um die Notfallstationen über die bevorstehende Ankunft von Patienten zu informieren.

Lösungen für die Notversorgung. Die intelligente Lösung von Saab hat in Schweden dazu beigetragen, Leben zu retten – und tut nun dasselbe in Amerika.

Erfahren Sie mehr unter saabgroup.ch/smartprotection

Seit 1937 entwickelt Saab hochtechnologische und kosten-effiziente Lösungen für den Schutz in den Bereichen militärische Verteidigung und zivile Sicherheit. Heute finden Sie Beispiele des intelligenten Schutzes von Saab auf jedem Kontinent: in einer breiten Palette von zivilen und militärischen Anwendungen sowie der kommerziellen Luftfahrt.

«Krieg der Talente»

Als Marissa Mayer im letzten Juli mit 37 die Führung des Internet-Unternehmens Yahoo übernahm, war die Branche elektrisiert. Die Leute standen Schlange, um sie vor einer Woche in Davos erstmals öffentlich auftreten zu sehen. Die Umjubelte sprach über die Zukunft des Internets.



«Wir wissen, was Sie mögen»: Yahoo-Chefin Mayer.

Marissa Mayer, kein Unternehmen hat bis jetzt den Wandel vom klassischen Desktop-PC hin zu mobilen Geräten wie Handys bewältigt. Wie knacken Sie diese Nuss?

Die Zahl der mobilen Geräte hat sich in den letzten fünf Jahren verdreifacht. Für uns bedeutet das erstens, dass wir verstehen müssen, was der Konsument mit seinen mobilen Geräten eigentlich will und wie er sie nutzt. Zweitens müssen wir aus der Flut von Anwendungen diejenigen herausfinden, mit denen man Geld verdienen kann. Das wird uns auch gelingen.

Woher nehmen Sie die Zuversicht?

Vor zehn Jahren, als ich bei Google war, stellten die Leute ausserhalb der Firma alle die Frage: «Sicher, das ist eine grossartige Suchmaschine, akademisch bahnbrechend. Aber wird Google mit dem Ding jemals Geld verdienen?» Im Nachhinein wirkt das geradezu absurd.

Welche Rolle spielt das Design technischer Geräte? Apple hat es ja revolutioniert.

Apple und die Philosophie, dass der User weder von Design noch von Technologie etwas merken soll, sind klar der Goldstandard. Man muss bei ganz intuitiven, im Menschen verankerten Bewegungen anfangen. So können sogar Kleinkinder, die noch nicht einmal sprechen können, zoomen, umblättern und in Filmen an ihre Lieblingsstelle navigieren. Was der Nutzer sieht, darf nur die Spitze des Eisbergs sein.

Im Nachhinein ist der Erfolg der Suchmaschinen offensichtlich. Wie genau gehen Sie das Thema «Mobile» bei Yahoo an, was ist das Geschäftsmodell?

Als ich die Strategie von Yahoo festlegen musste, habe ich eine Liste der Anwendungen erstellen lassen, welche die Nutzer auf ihren mobilen Geräten am meisten benutzen: E-Mails, Wettervorhersagen, News, Finanzdaten, Sportresultate, Spiele, Austausch von Bildern. Dann war mir klar: Wir haben all diese Inhalte, die in den täglichen Gewohnheiten eine Rolle spielen. Das ist doch eine tolle Geschäftsgrundlage!

Was wird sich für den Nutzer in Zukunft ändern? Wie wird er die Technik nutzen?

Die grossen Innovationen werden sich im Bereich der Benutzeroberfläche abspielen. Wir sind da ja schon relativ weit. Anfangs konnte man nur nach Textinhalten suchen, heute auch nach Bildern und Videos. Seit ein paar Jahren gibt es «Instant Search», wo bereits

während der Eingabe der Suchbegriff vervollständigt wird, oder auch die Suche per Spracheingabe. Jetzt geht es darum, zu verstehen: Was sind die persönlichen Vorlieben und Interessen des Nutzers? Unser Service ist es, das Internet, inklusive Twitter, Facebook und all diesen Newsfeeds, für Sie als User zu ordnen und Ihre bevorzugten Inhalte so darzustellen, wie Sie es möchten. **Wird diese Personalisierung nicht das Geschäft der Suche ersetzen? Wenn mein Gerät genau weiss, was ich will, dann muss ich ja gar nicht mehr aktiv suchen.**

Ersetzen nicht, aber ergänzen. Zuerst war die reine Textsuche. Man gab einen Suchbegriff ein und fertig. Das wird jetzt erweitert. In den Suchbegriff fliessen Informationen über Ihren Background, Ihre Präferenzen, Ihren gegenwärtigen Standort, Ihre Erfahrungen oder vergangene Suchbegriffe ein. Ein Stück weit wird man also selbst zu einem Bestandteil der Internet-suche. Das kann weiterhin explizit geschehen, beispielsweise über eine Texteingabe. Oder auch passiv: Wenn das Gerät weiss, dass Sie gerade unterwegs sind und Ihren Freunden davon erzählen wollen, wird es Ihnen die Art von Informationen liefern, die Ihnen gerade am nützlichsten sind, also vor allem Bilder oder geografische Informationen.

Heute braucht es noch recht viel eigene Arbeit. Wie lange wird es dauern, bis sich

Das ist neu. Das allgemeine Paradigma ist im Moment ja *social search*.

Wenn Sie sich auf *social search* beschränken, erhalten Sie nur Informationen darüber, wer an derselben Schule abgeschlossen hat wie Sie. Mir schwebt hingegen vor, dass Sie auch Verbindungen zu Menschen entdecken, mit denen Sie Interessen teilen. Neben dem *social graph*, also Ihren sozialen Interaktionen mit anderen Nutzern, spreche ich darum zusätzlich vom *interest graph*, also dem Abbild Ihrer Interessen. Natürlich muss man diese beiden Dimensionen verbinden.

«Sie sollten selber bestimmen dürfen, wem Sie die Daten zur Verfügung stellen wollen.»

Werden diese Innovationen die Internetindustrie neu ordnen, oder bleiben Amazon, Google, Apple und Facebook unangefochtene Platzhirsche?

Alle diese hervorragenden Unternehmen werden auch in Zukunft wichtige Player bleiben. Man sollte den Blick aber nicht auf die vier beschränken. Wenn uns die Erfahrung der letzten fünfzehn Jahre eine Sache gelehrt hat, dann diese: Technologie steht nie still. Als das Internet noch überschaubar schien, war Yahoo die erste Firma, die thematische Verzeichnisse von Internetseiten anbot. Das wurde dann von Such-

sollten selbst bestimmen dürfen, wem Sie diese Daten zur Verfügung stellen.

Geht das überhaupt, und machen da die anderen Firmen mit?

Technologisch gäbe es Möglichkeiten, die Systeme aufeinander abzustimmen. So können wir das Vertrauen der Kunden behalten. **Was war für Sie in den ersten Monaten als Yahoo-Chefin am aufregendsten?**

Yahoo ist eine grossartige Firma mit einer grossartigen Kultur mit vielen smarten Leuten, die ihre Arbeit mögen. Mein Fokus lag klar auf der Entwicklung dieses Potenzials. Technologiefirmen leben und sterben mit ihren Talenten. Deswegen sprechen wir vom Krieg der Talente. Wenn Sie sehen, dass die besten Leute zu einem Unternehmen gehen, dann wissen Sie: Die nächste Innovationswelle rollt an.

Was werden wir in den nächsten Monaten an neuen Produkten von Yahoo sehen?

Ich spreche nicht im Voraus über Produktneheiten. Allgemein geht es dahin, dass wir die Menschen in ihrem alltäglichen Nutzerverhalten unterstützen wollen. Darin wurde in der Vergangenheit nicht genügend investiert.

Mit welchen bahnbrechenden Innovationen ausserhalb Ihres Unternehmens rechnen Sie?

Beispiel: Ihr Handy kennt heute Ihren Standort. Sie können an bestimmten Standorten einchecken und andere Menschen wis-

Garantiert für ein Allzeithoch.

made by Gübelin.




GÜBELIN
JUWELEN • UHREN

diese Entwicklung durchsetzt?

Vielleicht noch drei bis fünf Jahre. Die Schlüsseltechnologien dafür sind heute sehr leistungsfähig: Bild- und Spracherkennung oder auch Übersetzung. Aufgrund Ihrer Facebook-Likes wissen wir, was Sie mögen. Wenn jemand auf Facebook angibt, dass ihm erneuerbare Energien gefallen und er gerne News aus diesem Bereich liest, dann sagt das eine Menge über ihn aus.

Wird sich die ganze Branche in diese Richtung bewegen, oder gibt es Unterschiede zwischen den Unternehmen?

Jedes Unternehmen muss eigene Antworten finden. Die wichtigste Eigenleistung liegt darin, Ordnung in die Informationen zu bringen. Wie heissen die Dinge? Wie sind sie hierarchisch und logisch geordnet?

robotern übernommen. Danach kamen Social Media wie Facebook, jetzt kommt die Mobile-Welle. In einem solchen Umfeld gibt es immer Chancen, und meine persönliche Voraussage ist, dass eine davon in unserem *interest graph* liegt.

Viele Technologien werfen die Frage auf, ob einzelne Internetunternehmen nicht zu viele Daten sammeln und dadurch Macht und Kontrolle erlangen.

Es gibt einen Trade-off zwischen der Privatheit der Nutzerdaten und der Menge an Funktionen. Das müssen wir transparent machen und dem Nutzer erlauben, selber zu entscheiden, welche Daten wir in welcher Form nutzen dürfen. Denn letztlich gehören die Daten dem Nutzer. Meines Erachtens drücken die Wörter, die Sie verwenden, und Ihr Interessenprofil vieles über Sie aus. Sie

sen lassen, wo sie sich gerade aufhalten. Daraus ergibt sich ein unendliches Potenzial neuer Chancen. Auch ausserhalb unserer Industrie läuft viel, etwa in der Biotechnologie mit der DNA-Analyse. Das könnte Eltern bei ihren Erziehungsaufgaben helfen. Ein anderes Thema ist die Übertragung elektrischer Energie ohne Kabel mittels Wellen. Daraus ergeben sich tolle Möglichkeiten für Werbung. Denken Sie an eine Bushaltestelle mit einer solchen Energiequelle, wo Sie hinstehen müssen, wenn Sie Ihr Handy drahtlos aufladen wollen.

Die Fragen stellte **Erik Schatzker**.

Schatzker ist Fernsehjournalist bei Bloomberg. Sein Gespräch ist in voller Länge auf der Website des World Economic Forum als Video zu sehen. www.weforum.org

Protokoll und Bearbeitung: **Florian Schwab**

Felix Germania!

Von Henryk M. Broder — Das ganze Land debattiert über Sexismus. Was für ein glückliches Land.



Das Männer alle nur «das eine» wollen und dass eine anständige Frau es ihnen nicht zu leicht machen darf, ist eine Weisheit, die noch vor einer Generation jeder Tochter von ihrer Mutter mit auf den Weg gegeben wurde. Dass Männer «Schweine sind», war auch die Botschaft der «Prinzen» an ihre Fans: «Ein Mann fühlt sich erst dann als Mann / Wenn er es dir besorgen kann / Er lügt, dass sich die Balken biegen/Nur um dich ins Bett zu kriegen... / Ausnahmen gibt's leider keine / In jedem Mann steckt doch immer ein Schwein.»

Es ist über hundert Jahre her, da Karl Kraus in einem Bericht über einen Kongress zur Bekämpfung des Mädchenhandels das Wesen männlicher Moral zusammenfasste: «Die Herren der Schöpfung wollen das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, zugleich der Prostitution und der Prostituierten an den Leib rücken.»

Insofern ist die derzeit in Deutschland geführte Sexismus-Debatte weder neu, noch enthält sie irgendeinen Gedanken, der noch nicht gedacht, gesagt oder geschrieben wurde. Ausgelöst wurde sie durch den Bericht einer Stern-Reporterin, der mit einjähriger Verspätung eingefallen war, dass sie von dem FDP-Fossil Rainer Brüderle um Mitternacht in einer Hotelbar angemacht wurde. Es handelte sich um eine Bemerkung am unteren Rand der nach oben offenen Sexismus-Skala, die sich auf die Dirndl-Tauglichkeit der 29-jährigen Frau bezog.

Nun debattiert Deutschland über den «alltäglichen Sexismus». Nein, es geht nicht um die Lage der muslimischen Frauen in Deutschland, die zwangsverheiratet und gelegentlich auch ehrengemordet werden, es geht nicht um TV-Serien wie den «Bachelor», wo zwanzig Frauen um einen Mann buhlen, bis er sich für eine von ihnen entschieden hat, es geht um die täglichen Zumutungen, denen Frauen vor allem am Arbeitsplatz ausgesetzt sind. Das Problem hat eine solche Dimension angenommen, dass sich sogar die Kanzlerin eingeschaltet hat.

Man kann das lächerlich finden, man kann dem aber auch etwas Positives abgewinnen. Wenn «der alltägliche Sexismus» Deutschland dermassen umtreibt, dann muss Deutschland ein Land sein, dessen grösstes Problem die Tatsache ist, dass es keine Probleme hat. Felix Germania!

In zwei Jahren droht Inflation

Von Kurt Schiltknecht — Am Davoser Wirtschaftsforum überwog die Zuversicht. Doch die umjubelten wirtschaftspolitischen Rezepte haben die Krise nur scheinbar gelöst.

Ronald Reagan besuchte als US-Präsident die Regierungsdepartemente. Im Amt für Indianerfragen, so erzählt man sich, stiess er auf einen völlig aufgelösten Mann. Auf die Frage, was der Grund für seine Trauer sei, antwortete der Beamte: «Mein Indianer ist gestorben.»

Wenn es hierzulande im bisherigen Tempo weitergeht, wird es nicht mehr lange dauern, bis jedes Schulkind seinen Psychiater, jeder Arbeitslose seinen Sozialarbeiter und jeder Kranke seinen Pfleger hat. Solche Entwicklungen kosten viel Geld. Geld, das mit hohen Steuern oder auf Pump beschafft wird und in der Privatwirtschaft zur Schaffung von Arbeitsplätzen fehlt.

Die Schuldenkrise hat eindrücklich vor Augen geführt, dass solche Entwicklungen nicht ungestraft ablaufen können. Doch statt die Probleme an der Wurzel zu packen, setzen die Politiker auf die alten untauglichen Mittel: Geldschwemme, Steuererhöhungen, Zentralisierung, Harmonisierung, mehr Regulierungen und Kontrollen.

Wenn die Chefin des Internationalen Währungsfonds in Davos meint, dass wir im Vorzimmer einer neuen Weltwirtschaft stehen würden, kann sie sicher nicht die westlichen Industrieländer gemeint haben. Weder die Belebung der amerikanischen Wirtschaft noch die Beruhigung an den Finanzmärkten sind Anzeichen einer grundlegenden Verbesserung. Auch der Kursanstieg an den Börsen darf nicht als Ausdruck eines wiedergewonnen Vertrauens in die Wirtschafts- und Geldpolitik interpretiert werden.

Was wir heute beobachten, ist einzig und allein ein Zeichen dafür, dass ein Teil der von den Notenbanken geschaffenen Liquidität in die Wirtschaft zu fließen beginnt. Die Entwicklung der Geldmenge in den Händen der Wirtschaft zeigt, dass die von den Notenbanken geschaffene Liquidität nicht mehr nur brach bei den Banken herumliegt, sondern – vorerst noch etwas zögerlich – in die Finanzmärkte und dann anschliessend in die Realwirtschaft fliesst.

Dies folgt unter normalen Umständen auf eine expansive Geldpolitik. Dass in der gegenwärtigen Krise die Geldpolitik so lange keine Wirkung zeigte, hängt damit zusammen, dass die Wirtschaft nicht wusste, wie es mit der Euro-, Banken- und Schuldenkrise weitergehen würde. Inzwischen geht man davon aus, dass der Euro nicht auseinanderbrechen und

die europäische Notenbank die überschuldeten Länder oder Banken vor dem Bankrott retten wird. Dadurch sind die Risikoprämien auf Finanzanlagen gesunken und haben Investitionen wieder attraktiver gemacht.

Populismus wie noch nie

Wer allerdings etwas über die Nasenspitze hinaus blickt, weiss, dass eine durch exzessive Geldmengenausweitung ausgelöste Wirtschaftsbelebung nach zwei bis drei Jahren eine Inflation nach sich zieht. Weil diese heute niedrig und die Arbeitslosigkeit hoch ist, glaubt fast niemand, dass Inflation ein Problem werden könnte. Das war auch in der Vergangenheit so. Beispielsweise hat das Direktorium der Schweizerischen Nationalbank den Unkenrufen seiner Ökonomen nach der zur Stabilisierung des Wechselkurses im Jahr 1978 notwendig gewordenen riesigen Ausweitung der Geldmenge keinen Glauben geschenkt

und mit dem Abbau der Liquiditätsschwemme zu lange zugewartet. Der Preis, der dafür in Form einer hohen Inflation bezahlt werden musste, war hoch.

Inflation wird die Zinsen in die Höhe treiben. Daran werden auch die Notenbanken nichts ändern. Höhere Zinsen bedeuten für die überschuldeten Länder, dass sie wegen der zusätzlichen Zins-

zahlungen weniger Gelder für soziale Zwecke zur Verfügung haben.

Inflation, zu hohe Staatsausgaben und eine grosse Staatsverschuldung sind sozial ungerecht. Sie sind die grössten Arbeitsplatzvernichter und verantwortlich für die steigende Arbeitslosigkeit in den westlichen Industrieländern.

Statt im Scheinwerferlicht der Medien in Davos mit schönfärberischen Worten über Wachstumsinitiativen und Schaffung von Arbeitsplätzen zu sprechen, sollten die Politiker ihre Hausaufgaben machen und darüber nachdenken, wie die wachstumszerstörende Fiskal- und Geldpolitik in den USA und in Europa geändert werden könnte. Doch mit Vorschlägen zum Sparen, zu geldpolitischer Disziplin, zu Steuerwettbewerb und zu mehr Eigenverantwortung hat noch selten eine Partei einen Wahlkampf gewonnen. Wie viel schöner tönen Harmonisierung, soziale Gerechtigkeit und gemeinsames Anpacken der Probleme in der EU. Wirtschaftspolitische Populismus war unter Politikern noch nie so verbreitet wie heute.



Heiss und kalt im Fernen Osten

Von Hansrudolf Kamer — Die beiden Hälften der koreanischen Halbinsel haben neue Führer. Diese Konstellation bietet Möglichkeiten – auch für China, das Veränderungen braucht.



Chung Hee, der mit harten Methoden das Land zu Wohlstand und schliesslich zur Demokratie geführt hat.

Die koreanische Konstellation bietet Möglichkeiten für neue politische Ansätze. Zum Jahreswechsel hatte Kim eine radikale Wende in seiner Wirtschaftspolitik und in den Beziehungen zum Süden angekündigt. Doch vor wenigen Tagen tönte es wieder ziemlich kriegerisch aus dem Norden.

Die Rechnung mit Amerika müsse mit Gewalt, nicht mit Worten beglichen werden, hiess es in einem Statement der nationalen Sicherheitskommission. Satelliten und Langstreckenraketen, auch ein neuer Atomtest, seien gegen die Vereinigten Staaten gerichtet.

Der Sprecher des Weissen Hauses bezeichnete die Äusserung als unnötig provokativ. «Unnötig» meint wohl, dass Kim noch eine Weile nicht über die Mittel verfügt, um diese Drohungen wahr zu machen.

Durch Erfahrung gewitzte Nordkorea-Beobachter kamen bei der Analyse zum Schluss, dass es sich um Altbekanntes handelt. Der dreissig Jahre junge nordkoreanische Diktator, der in der Schweiz zur Schule gegangen sein soll, orientiert sich an seinem Grossvater Kim Il Sung. Er gleicht ihm äusserlich und versucht, ihn zu imitieren.

Zwei Tage vor dem Säbelrasseln hatte der Uno-Sicherheitsrat die Sanktionen gegenüber Nordkorea verschärft – als Reaktion auf den Start einer Zwei-Stufen-Rakete im Dezember, die einen Satelliten ins All beförderte. Bemerkenswert daran war, dass China die Druckerhöhung unterstützte, obwohl es vorher vor genau diesem Schritt gewarnt hatte.

Das nordkoreanische Imponiergehabe soll Schwächen überdecken. Der Atomtest wird seit gut einem Jahr vorbereitet. Der Dezember-Satellit torkelt auf seiner Laufbahn hin und her. Die verwendete Rakete hat nicht die Reichweite, um die amerikanische Westküste zu erreichen. Die Herstellung eines Nuklearspreng-

kopfes übersteigt (noch) die nordkoreanischen Fähigkeiten. Selbst wenn das Atomprogramm unbehindert vorangetrieben werden kann, dauert es noch Jahre, bis sich Los Angeles vorsehen müsste.

Ebenfalls im Dezember wurde in Südkorea erstmals eine Frau ins Präsidentenamt gewählt. Park Geun Hye wird im Februar vereidigt. Sie hatte als 22-Jährige ihrem Vater als First Lady gedient, nachdem ihre Mutter von einem Nordkorea-Sympathisanten erschossen worden war. Ihr Vater hatte selber zwei nordkoreanische Attentate im Amt überlebt.

Nachteile für China

Sie kennt ihr Geschäft und weiss um dessen Grenzen und Möglichkeiten. Im Wahlkampf hatte sie versprochen, sie werde versuchen, die Beziehungen zum Norden zu entspannen. War das Wahltaktik oder mehr?

Vor kurzem stand in der FAZ zu lesen, dass Nordkorea an einem Masterplan für eine wirtschaftliche Öffnung arbeite und sich dabei von deutschen Fachleuten beraten lasse. Der Bericht lässt allerdings Skepsis anklingen, dass hier etwas Konkretes erreicht werde.

Das Kim-Regime hat sich längst in eine mafiöse Clan-Herrschaft verwandelt, die mit der kommunistischen Vergangenheit noch den Personenkult und den Militarismus gemein-

sam hat. Normale diplomatische und aussenpolitische Rezepte, mit denen äussere Mächte den Gang der Dinge beeinflussen möchten, haben sich als ziemlich wirkungslos erwiesen.

Selbst die Administration Obama ist zum Schluss gekommen, dass Verhandlungen reine Zeitverschwendung sind. «Abwarten und Tee trinken» lautet die Devise.

Wirtschaftlich ist Nordkorea für Peking eine Belastung. Neue Rohstoffvorkommen könnten ausgebeutet werden, bedingen aber Neuinvestitionen. Politisch kompliziert Nordkorea den Aufstieg Chinas in Asien und dessen Stellung gegenüber Amerika. Militärisch hat das Land für Peking an Wert verloren. Eine Landinvasion aus dem Süden ist kein sehr wahrscheinliches Szenario.

Das Sich-Festklammern am Status quo hat für China wachsende Nachteile. Die Szenerie verändert sich. Das Beispiel Burmas, dessen Militärdiktatur sich von China mehr und mehr distanziert, könnte Peking zu denken geben.

Auch die amerikanische Strategie, südostasiatische Anrainer in einer antichinesischen Koalition zu vereinen, müsste China zur realistischen Erkenntnis bringen, dass es Verbündete braucht – es ist nicht mehr oder noch nicht das Reich der Mitte. Auch die Spannungen mit Japan haben zugenommen, und die neue Regierung in Tokio verschärft die Gangart.

China könnte den koreanischen Nationalismus für seine Zwecke nutzbar machen. Eine Politik zur schrittweisen Überwindung der Spaltung könnte Südkorea dem amerikanischen Dunstkreis entziehen. Park Geun Hye könnte ein Angebot aus Peking für eine Vereinigung mit dem Norden nicht ohne weiteres ablehnen. Korea ist nicht Deutschland und Park nicht Adenauer. Die Geschichte wiederholt sich selten.



«Unnötig provokativ»: Nordkoreas Diktator Kim Jong Un im südkoreanischen Fernsehen.

Von Bubenberg zum Bubenstreich

Von Christoph Mörgeli

Die Museen wollte er fusionieren. Nämlich das Kunstmuseum Bern und das Paul-Klee-Zentrum. Die Partei hingegen wollte er spalten. Nämlich die BDP von der SVP. Ein Berner namens Lorenz Hess brachte es früher bloss zu Berner Schlagzeilen: Er verbot den kantonalen Beamten Facebook. Er wollte den Schlittschuhclub Langnau ebenso retten wie die Kartonfabrik Stettlen. Von Kandidaturen für den Regierungsrat oder fürs Präsidium des Schweizerischen Gewerbeverbandes zog er sich jeweils frühzeitig zurück.

Zum Präsidenten des Berner Jägerverbandes aber wurde Lorenz Hess («Tiere jagen bedeutet Tiere verstehen») immerhin gewählt. Denn der BDP-Politiker versprach, er wolle die «Jäger aus der politischen Schusslinie heraushalten». Und sagte darum völlig unpolitisch: «Die BDP hat den höchsten Anteil an Jägern.» Neuerdings macht Hess Jagd auf das Bankkundengeheimnis. Und brachte es damit letztes Wochenende erstmals zu nationalen Schlagzeilen. Die Schweiz müsse mit der EU über den automatischen Informationsaustausch in Steuersachen sprechen. Er sei «zuversichtlich, dass BDP-Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf ein entsprechendes Modell zur Diskussion stellen werde».

Autsch. Jetzt hat Frau Widmer-Schlumpf doch eben noch vehement bestritten, je das Wort «automatisch» gebraucht zu haben. Und schon entnimmt sie ihrer Trickkiste die Schachfigur Lorenz Hess, um den automatischen Informationsaustausch als «Chance für einen Strategiewechsel» zu verkaufen. Statt des BDP-Präsidenten musste diesmal der Vizepräsident erhalten. Denn Martin Landolt konnte als UBS-Söldling in dieser Sache denn doch nicht gut vorgeschoben werden.

Die Nebel lichten sich. BDP-Bundesrätin Widmer-Schlumpf hat sich vor ihrer Wiederwahl der SP mit der Preisgabe des Bankgeheimnisses verpflichtet. Ihrem etatistischen Wesen entspricht es, das Vertrauen des Staates in mündige Bürger durch das Misstrauen des Staates in gläserne Bürger zu ersetzen. Da kommt ihr der Ex-Bundesbeamte und PR-Berater Lorenz Hess gerade recht. Einst durfte er für Samuel Schmid in der Geheimgruppe «Bubenberg» eine Berner Abspaltung von der SVP mitplanen. Jetzt darf der Bubenberger für Eveline Widmer-Schlumpf die Bestattung des Bankgeheimnisses mitplanen. Als neuesten Bubenstreich. Weil der Ausdruck «Mädchenstreich» nicht existiert.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Subito die Untergrenze erhöhen

Von Peter Bodenmann — Die Schweizerische Nationalbank (SNB) ist – wenn sie es will – stärker als die Hedge-Funds.



Grosser Reibach: Einkaufstouristen in Deutschland.

Philipp Hildebrand verwechselte die Nationalbank mit einem machtlosen Hedge-Fond. Anstatt eine klar kommunizierte Untergrenze bei 1.35 Franken zum Euro einzuziehen, hatte er Angst, die Spekulanten vor sich herzutreiben. Heute ist Hildebrand wieder dort, wo er hingehört, beim Hedge-Fund Blackrock.

Die Schweizerische Nationalbank (SNB) ist – wenn sie es will – stärker als die weltweit marodierenden Hedge-Funds. Weil sie jederzeit die Notenpresse laufen lassen kann. Und weil sie den Markt mit Negativzinsen und Kapitalverkehrsbeschränkungen steuern kann. Wer vor zwei Jahren diese Position vertrat, gehörte mit Wellershoff, Lampart, Gaillard und Spuhler zu den krassen Aussenseitern.

Der Mantel des Vergessens

Die Heuschrecken machten lange Zeit den Franken erfolgreich immer härter. Die Blochers, Grübels und Co. verstärkten im Interesse der Währungsspekulanten den Druck auf die Schweizer Währung. Bis der Franken im Währungscasino gleich viel wert war wie der Euro.

Die Nationalbank reagierte mit der Euro-Untergrenze viel zu spät und zu vorsichtig. Aber immerhin: Sie reagierte. Rechte Kassandras malten den Untergang der SNB an die Wand. Weil diese die Untergrenze nie und nimmer würde verteidigen können.

Heute sieht alles anders aus: Der Euro-Kurs klettert auf 1.25 Franken. Und plötzlich gehen deutsche Analysten davon aus, dass die SNB mit ihren Euros den grossen Reibach macht. Auch weil sie nebenbei Aktien wichtiger Unternehmen wie Nokia gekauft hat.

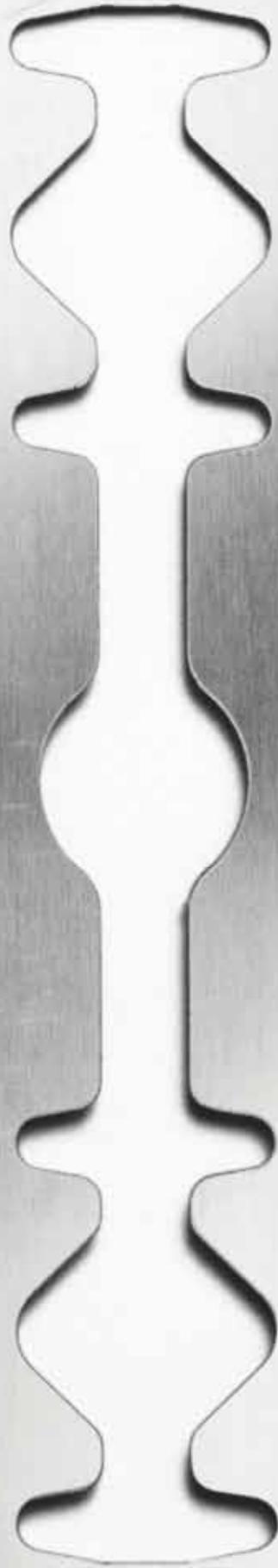
Jede und jeder, der im Export tätig ist, weiss: Die Kaufkraftparität des Frankens zum Euro liegt bei 1.40. Die Nationalbank könnte und müsste deshalb subito die Untergrenze erhöhen. So wie dies der Nobelpreisträger Stiglitz vorschlägt. Und so inflationsfrei für mehr Wohlstand in der Schweiz sorgen.

Niemand jagt heute jene medial durchs Unterholz, die offen oder versteckt gegen die Franken-Obergrenze waren. Der Mantel des Vergessens legt sich über den ökonomischen Unverstand der politischen Rechten.

Dies alles hat Tradition: Nachdem der freisinnige Filz die Swissair an die Wand gefahren hatte, war für Blocher, Strahm, Moser und Co. klar: Die Schweiz ist zu klein für eine eigene Fluggesellschaft. Zürich hat nicht das Potenzial für mehr als acht Langstreckenflüge pro Tag. Der Staat kann und darf nichts machen. Dank der Swiss, die der Bundesrat leider zu günstig an die Lufthansa verkaufte, konnten Zehntausende von Arbeitsplätzen gerettet werden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.





Für einen Bluter ist diese Seite so gefährlich wie eine Klinge.
Helfen Sie Betroffenen: www.shg.ch/spenden



Schweizerische
Hämophilie-Gesellschaft

Nach Einbruch der Dunkelheit

Von Kurt W. Zimmermann — Früher gab es für Politiker noch Privates. Journalisten respektierten das. Das war früher.

Wenn man den Anfang eines Artikels liest, dann weiss man häufig sehr genau, was dann kommt. Das gilt besonders für Artikel, die in der Ich-Form geschrieben sind.

Was kommt in einem Artikel, der so beginnt: «Für mich ist es nicht immer angenehm, 29 Jahre alt zu sein, eine Frau und Politikjournalistin»?

Es ist klar, was kommt. Es kommt in der Ich-Form etwas Persönliches, etwas Frauliches, etwas Verletztes, es kommt jedenfalls etwas, das uns zeigt, dass die junge Journalistin (die Frau) sich selber für sehr wichtig im Journalismus hält.

Tatsächlich, genau so begann der Artikel im *Stern* über den FDP-Spitzenpolitiker Rainer Brüderle. Die Journalistin Laura Himmelreich schrieb sehr persönlich, sehr fraulich und verletzt. Denn Brüderle hatte während eines spätabendlichen Bar-Talks zum Thema Oktoberfest in ihr Décolleté geblickt und gesagt: «Sie können ein Dirndl auch ausfüllen.»

Sexismus! Sexismus! Sexismus!

Brüderle sagte es vor über einem Jahr. Über ein Jahr brauchte also die *Stern*-Journalistin, bis ihr bewusst war, wie verletzt ihre 29-jährige Fraulichkeit war.

Egal. Seit einer Woche wogt nun ein gewaltiger Shitstorm rund um Brüderles Dirndl-Affäre. Sämtliche wohlfeilen Entrüstungsexpertinnen von Gertrud Höhler bis Alice Schwarzer schreien auf. Auf Twitter bricht die Sexismus-Debatte – #aufschrei – alle Rekorde. Die Medien sind randvoll davon.

Der *Stern* hat mit der Geschichte über Brüderles Herrenwitz an der Bar eine letzte Schranke eingerissen. Bisher war es immer so, dass das Verhältnis von Journalisten zu Politikern vor und nach Einbruch der Dunkelheit unterschiedlich war. Vor Einbruch der Dunkelheit waren Politiker öffentlich. Nach Einbruch der Dunkelheit waren Politiker privat.

Nach Einbruch der Dunkelheit, an der Bar, durften sich Politiker auch mal daneben benehmen. Sie durften ein paar anzügliche Witze erzählen und sich ein paar sexistische Kalauer erlauben. Weiter nicht schlimm. Es wäre keinem Journalisten und keiner Journalistin eingefallen, jemals darüber zu schreiben.

Es ist lange her, aber ich kann mich noch erinnern. Als ich in jungen Jahren Korrespondent im Bundeshaus war, trafen sich die Politiker und wir Journalisten abends an der «Bellevue»-Bar. Die Gespräche konnten reichlich deftig sein. Bemerkungen von Parlamen-



Medienjagd: FDP-Politiker Brüderle.

tariern an die anwesenden Journalistinnen konnten deutlich näher bei der Gürtellinie als bei der Dirndl-Bluse liegen.

Sexismus! Sexismus! Sexismus! Aber es wäre uns damals nie eingefallen, über solch persönliche Ausrutscher zu schreiben.

Heute schreiben sie spaltenweise, wenn einer einen missratenen Dirndl-Witz reisst. Die meisten Journalisten sind sich inzwischen einig, dass öffentliche Figuren ein schwindendes Recht an Privatem haben.

In Grossbritannien war das immer schon so. Englische Medien kennen keine Privatsphäre. Die Liste von Politikern, die bei einem Seitensprung erwischt wurden, ist seitenlang. Manchmal staunten allerdings selbst die abgebrühten Briten, als etwa eine Affäre der 60-jährigen Abgeordneten Iris Robinson mit einem 19-Jährigen ruchbar wurde. Häufig waren es andere Politiker, die ihre Kollegen denunzierten.

Es ist davon auszugehen, dass dieser Stil auch bei uns Einzug halten wird. Eine Sexismus-Debatte ist zu verlockend, um ihr widerstehen zu können. SP-Ständerätin Anita Fetz, die grüne Nationalrätin Regula Rytz und FDP-Generalsekretärin Claudine Esseiva haben unseren Journalisten bereits versichert, auch sie würden Politiker kennen, die sich an Herrenwitzen à la Brüderle vergnügten.

Es war eine Aufforderung zur Medienjagd.

Schwule Pfadis

Von Beatrice Schlag — Das unaufhaltsame Zerbröckeln eines Banns.

Noch vor sechs Monaten bestätigte die Organisation Boy Scouts of America, dass sie weiterhin an ihrem Bann für Homosexuelle festhalten werde.



Schwule und Lesben durften weiterhin den US-Pfadfindern nicht beitreten, weder als jugendliche Mitglieder noch als erwachsene Betreuer oder freiwillige Helfer. Die grosse Mehrheit der Eltern von Pfadfindern, liessen die Boy Scouts mitteilen, stünden hinter ihrer Politik. Der Supreme Court übrigens auch. Im Jahr 2000 hatte er befunden, dass Organisationen wie die Scouts of America frei seien in ihrer Entscheidung, wen sie aufnehmen. Und Homosexualität sei nach Auffassung der Scouts mit ihren Werten unvereinbar. Das von den obersten Richtern des Landes zu hören, war gleichzeitig verstörend und erheiternd: Die Witze über Pfadilager als Paradiese für heimliche Schwule kursieren, seit der britische Offizier Baden-Powell 1907 die uniformierte Jugendbewegung gründete.

Ein halbes Jahr später hört man von den Boy Scouts of America ganz neue Töne. Am vergangenen Montag gab die Organisation bekannt, der Vorstand werde in der kommenden Woche darüber beraten, ob der Bann aufgehoben und die Entscheidung über die Kriterien für die Aufnahme von Mitgliedern und Mitarbeitern künftig den lokalen Verbänden überlassen werde. Das ist keine späte Einsicht, sondern pure Angst, der Nachwuchs könne weglauen oder gar nicht erst kommen wollen.

Keine Meinung hat sich in den USA in den vergangenen Jahren drastischer verändert als die über Homosexuelle. Als Präsident Obama sich im vergangenen Mai mitten im Wahlkampf plötzlich für Ehen zwischen Gleichgeschlechtlichen aussprach, fürchteten nicht wenige Demokraten, das werde ihn den Wahlsieg kosten. Aber in einer vor wenigen Wochen im *Wall Street Journal* veröffentlichten Umfrage sprachen sich nur noch 40 Prozent der Befragten gegen Schwulenehen aus. Acht Jahre zuvor waren es noch 61 Prozent gewesen. In ein paar Jahren wird sich nur noch Chuck Norris darüber den Mund zerreißen.

«Es gibt einige triftige Gründe, warum man in diesem Fall vom Prinzip abweichen soll.» *Max Salm*



«Der Ärger ist verständlich»: Generalversammlung der Credit Suisse.

Aufgabe der Eigentümer

Nr. 4 – Christian Mundt und Urs Paul Engeler über die «Abzocker»-Initiative

Danke, Herr Minder, dass Sie den Stein ins Rollen gebracht haben! Trotzdem gehören Einzelheiten zu Aktionärsrechten und zu Lohnfragen nicht in eine Verfassung. Wir wissen, dass manche Unternehmen die Aktionärsrechte stark strapaziert und dabei die Atomisierung der Eigentümerstruktur bisweilen schamlos

ausgenutzt haben. Dank Ihrer Initiative hat das Parlament diese Missstände aufgegriffen und beseitigt sie nun auf Gesetzesstufe mit seinem indirekten Gegenvorschlag.

Als freiheitsliebender Mensch stört es mich grundsätzlich, wenn der Staat die Privatwirtschaft bevormundet. Die Politik setzt die rechtlichen Leitplanken, damit sich der Markt entfalten kann, und mischt sich nicht in die Geschäftsführung ein. Dagegen greift sie ein, wenn trotz freiem Markt Unzulänglichkeiten

entstehen. Genau das, Herr Minder, tut der indirekte Gegenvorschlag zu Ihrer Initiative, ohne den Wirtschaftsstandort aufs Spiel zu setzen.

Der Ärger über horrende Boni und unternehmerische Fehlleistungen ist verständlich, aber die Politik neigt mindestens so oft zu Fehlleistungen. Deshalb ist es falsch, wenn sich eine Gruppe populistischer Politiker jetzt anmasst, über Saläre in der Privatwirtschaft zu befinden. Dies ist Aufgabe der Eigentümer, deren entsprechenden Rechte der Staat mit dem Gegenvorschlag angemessen verbessert. Deshalb werde ich am 3. März die Minder-Initiative mit einem Nein quittieren und dem Gegenvorschlag zustimmen.

Dominik E. Zehnder, Bäch, Unternehmer und FDP-Kantonsrat

Im Prinzip hat Herr Mundt recht: Die Managerlöhne gehen uns nichts an. Es gibt aber einige triftige Gründe, warum man in diesem Fall vom Prinzip abweichen soll: 1. Offenbar funktionierte in mehreren Fällen die normale Regulierung durch Verwaltungsrat und Aktionäre nicht. Denn es wurden an totale Versager Millionenlöhne, Boni und Abgangsentschädigungen ausbezahlt, die die betreffenden Manager todsicher nicht verdient haben. 2. Die Schäden, die durch mehrere unfähige Manager verursacht wurden, mussten zum Teil die Steuerzahler berappen. Und da hat man als Steuerzahler wohl das Recht einzugreifen. 3. Arroganz, Gier und Verschwendungssucht der Eliten haben im Laufe der Geschichte immer wieder zu Revolutionen geführt. Und alle Revolutionen endeten mit noch grösserem Elend als zuvor. Die russische Revolution, durch die Exzesse der Romanows verursacht, resultierte in zwanzig Millionen Toten. Revo-

Das bringt die missratene Revision des Raumplanungsgesetzes:

Unbezahlbare Mieten für Normalverdiener und Familien!



Laut RPG-Revision dürfen Kantone und Gemeinden künftig nur noch Bauland für den theoretischen Bedarf von 15 Jahren einzonen. Wie hoch dieser Bedarf ist, weiss niemand – auch die Bundesverwaltung will partout keine Zahlen nennen. Der Bund zwingt die Kantone zudem, weitere Grundstücke wieder auszuzonen. Diese künstliche Verknappung des Baulands heizt die Bodenpreise zusätzlich an. Das bedeutet höhere Wohnkosten. Die Mieten werden massiv ansteigen. Bereits heute sind die Wohnungen für Familien und Normalverdiener in gewissen Gebieten kaum mehr bezahlbar. So kann es nicht weitergehen!

**Darum am 3. März
RPG-Revision
NEIN**

Überparteiliches Komitee «Nein zur missratenen RPG-Revision»
Postfach 8166, 3001 Bern

www.rpg-revision-nein.ch

lutionen müssen unbedingt vermieden werden, und darum ist es sogar unsere Pflicht, in besonders krassen Fällen sofort einzugreifen.

Prinzipien sind gut, aber wenn unfähige Leute am Werk sind und riesige Pleiten verursachen, muss man halt gelegentlich von den an und für sich guten Prinzipien abweichen. Dabei müssen wir uns aber ganz klar bewusst sein, dass durch gesetzliche Regelungen immer auch Unbeteiligte getroffen werden. Ich fühle mich zum Beispiel immer miserabel, wenn ich vor dem Einsteigen in ein Flugzeug gefilzt werde wie ein Verbrecher. Aber ich weiss, dass es halt nötig ist, weil es unter Zehntausenden von Menschen einen Terroristen gibt.

Max Salm, Umiken

Herr Engeler schafft es in zwei, drei Sätzen, das zu erklären, was niemand bisher verstanden hat: Je grösser die Anzahl Aktionäre, desto kleiner die Summe, um die jeder betrogen wird. Im Idealfall ist die Summe so klein, dass sich keiner wehrt. Ein Rechenbeispiel: 50 Millionen Aktien; 10 Rappen des Gewinns pro Aktie gehen an das Management, sagen wir 10 Personen. Das macht 500 000 Franken für jeden oder 5 Millionen für einen (q. e. d.). Und wir dachten, die übermenschliche Leistung von Einzelnen sei der Grund. Dem Aktionär sind die verlorenen 10 Rappen egal (oder eben doch nicht). Die UBS hat 3,8 Milliarden Aktien, wenn ich richtigliege.

Meinrad Odermatt, Zug

Christian Mundt versucht, die «Anstellung» eines Verwaltungsrates (VR) beziehungsweise eines Mitgliedes der Geschäftsleitung (GL) mit der Beschreibung der Anstellung eines Gärtners zu vergleichen. Aber darum geht es auf den Ebenen von VR und GL gar nicht. VR und GL sind innig miteinander verbandelt: Häufig

sind CEOs im VR und steigen GL-Mitglieder in den VR auf, weniger häufig übernehmen VR-Mitglieder die Aufgabe eines CEO. Meistens sind sie über Seilschaften in die Firma gekommen, an denen die Headhunter-Agenturen eifrig mitspinnen und profitieren. Vor etlichen Jahren hat unter einem falsch verstandenen Neoliberalismus eine Umkehrung der Werte stattgefunden, die jeder Ethik spottet: Die VR-Mitglieder gebrauchen ihre Machtfülle zur Befriedigung ihrer eigenen Interessen. Die Firma, die Bank ist für sie und die GL da und nicht umgekehrt. Das war mit ein Grund für die Bankenkrise, das erleben wir auch heute noch immer wieder. Das wird so bleiben – wenn wir nicht ein Zeichen setzen mit der Minder-Initiative. Jürg Walter Meyer, D-Leimen

Zuoberst auf dem Treppchen

Nr. 4 – «Talwärts»; Rod Ackermann über das erfolglose Schweizer Ski-Team

Wahre Abzocke ist, für null Leistung über Jahre Lohn zu beziehen. Dies tut das Alpin-Nationalteam, sowohl die Leistungsträger als auch deren selbstzufriedene Chefetage auch die faden TV-Schnuri. Wäre Daniel Vasella alpiner Abfahrer, stünde er zuoberst auf dem Treppchen und würde mit Sicherheit auch noch viel mehr verdienen als alle anderen.

Peter Meier, Volketswil

Was ist so falsch daran?

Nr. 4 – «Der Moralist, der am liebsten mit zwei Ellen misst»; Markus Schär über Abt Martin vom Kloster Einsiedeln

Ich kann nicht erkennen, was so falsch daran ist, als Kirchenmann, der für ein bedeutendes Kloster Verantwortung trägt, Wirtschaftsfachleute um Rat zu fragen. Natürlich ist das Klos-

ter «steinreich und hat doch kein Geld», wie Sie selbst zitieren. Das ist so auch beim Vatikan: Soll dieser den Petersdom und die Kunstwerke in Rom doch verkaufen, dann ist das Geldproblem sofort gelöst. Soll Abt Werlen an Sonn- und Feiertagen die Andenkenstände doch schliessen; der Klostervorplatz wäre doch wertvolles Baugelände für Terrassenwohnungen? Das kann doch nicht allen Ernstes gemeint sein. Was soll also der Artikel bezwecken, Freiheit für die Pizza nach Mitternacht? Wen innerhalb einer doch überwiegend konservativen Leserschaft will der Autor beeindrucken, wenn er polemisch, fast verächtlich, vom «Kloster-CEO» spricht? Mich stösst das jedenfalls nur ab. Und volles Unverständnis kommt auf, wenn der Autor den Satz «Zu einem verantwortungsvollen Umgang gehört, dass mit dem Geld nicht zu [!] riskante Geschäfte gemacht werden» offensichtlich für falsch befindet. Will er uns das sagen? Verstehe das, wer will. Ich jedenfalls musste zweimal auf die Titelseite schauen, doch es stand wirklich *Weltwoche* drauf. Detlef Symietz, Wangen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

VON DER OSCAR PRÄMIERTEN REGISSEURIN VON
TÖDLICHES KOMMANDO - THE HURT LOCKER

5 OSCAR® NOMINATIONEN
u. a.
BESTER FILM
BESTE HAUPTDARSTELLERIN - JESSICA CHASTAIN



„EIN VERSTÖRENDE
UND NOTWENDIGER FILM“
SLATE.COM



EMPIRE



TIME OUT

JETZT IM KINO

ZeroDarkThirty.ch





Die grössten Chancen zu bleiben, hat, wer die grössten Probleme macht: Asylheim im Kanton Basel.

Den Mühsamen helfen die Richter

Schweizer Asylverfahren dauern viel zu lange. Bund und Kantone wollen deshalb mit teuren Zentren samt Rechtsberatung für alle die Verfahren beschleunigen. Gegen den wahren Bremser bleibt die Politik untätig: das Bundesverwaltungsgericht. *Von Markus Schär*

Aram Kevorkian* ist kein Flüchtling. Er litt in Armenien nicht unter politischer oder religiöser Verfolgung, stand nie vor Gericht und sass nie in Haft, wie er dem Befrager im Empfangszentrum Kreuzlingen offen sagt, als er dort am 23. Oktober 2012 um Asyl bittet. Er ging mit vierzehn Jahren aus seinem Heimatland weg zu seinem Vater in Russland, weil er in seinen eigenen Worten «mehr vom Leben erwartete, als Kartoffeln zu pflanzen».

Ohne Chance auf Asyl setzt er im Verfahren auf Obstruktion. Er gibt an, er sei minderjährig; das widerlegt das Bundesamt für Migration mit einer radiologischen Knochenalter-Analyse. Er legt keinerlei Papiere vor, nennt bei der Anhörung einen anderen Namen als zuvor beim Asylgesuch und räumt bewusste Täuschung ein. Und er verschwindet mehrmals tagelang aus dem Empfangszentrum; deshalb müssen Befrager, Beobachter und Dolmetscher, die am

22. November zu einer Anhörung nach Kreuzlingen kommen, wieder umkehren. Das Bundesamt tritt mit Verfügung vom 4. Dezember «wegen schuldhafter und grober Mitwirkungspflichtverletzung» nicht auf das Gesuch ein und ordnet die Wegweisung an.

Ein klarer Fall, würde man meinen. Aram Kevorkian aber richtet am 12. Dezember eine Beschwerde ans Bundesverwaltungsgericht. Die Richter in St. Gallen urteilen am 11. Januar, sie könnten «in der blossen vorübergehenden Abwesenheit des Beschwerdeführers keine qualifizierte – nämlich grobe – Verletzung der Mitwirkungspflicht erkennen», denn ein Asylbewerber im Empfangszentrum müsse sich den Befragern nicht über Wochen zur Verfügung halten. Deshalb entscheiden sie höchstinstanzlich: Das Bundesamt muss das Asylverfahren für den selbstdeklarierten Nichtflüchtling wiederaufnehmen.

Nach dem Gesetz kann Kevorkian nie Asyl in der Schweiz bekommen – aber sich noch lange im Land aufhalten. Sein Fall bestätigt den ersten Hauptsatz der eidgenössischen Asylpolitik: Die grössten Chancen, in der Schweiz zu bleiben, hat – fast unabhängig von der Frage, ob Flüchtling oder nicht –, wer der Schweiz die grössten Probleme macht.

So erkennen Hunderttausende den Anreiz, es in der Schweiz zu versuchen – sie können, abgesehen von Kosten und den Gefahren der Reise, nur gewinnen. Das erkennen die Verantwortlichen für die Asylpolitik seit langem, gerade auch Justizministerin Simonetta Sommaruga. «Durch rasche Asylverfahren soll der Anreiz für offensichtlich missbräuchliche Asylgesuche nachhaltig gesenkt werden», hält der Bericht über die Umsetzung von Beschleunigungsmassnahmen im Asylbereich fest, den eine Arbeitsgruppe von Bund und Kantonen im

November 2012 vorlegte. Die Asylkonferenz mit allen Verantwortlichen verabschiedete letzte Woche die Massnahmen zur Neustrukturierung des Asylbereichs einhellig. «Wir beschleunigen die Verfahren», sagte Bundesrätin Sommaruga. «Sechzig Prozent der Fälle sollen in Bundeszentren abgewickelt werden, da sie schnell entschieden werden können.» Bisher dauerten Fälle, auf die das Bundesamt schliesslich nicht eintrat, weil keine Fluchtgründe vorlagen, im Durchschnitt 109 Tage – in den Bundeszentren sollen «getaktete Verfahren» in maximal 10 Kalendertagen zum Entscheid führen.

Nur: Das ist die erste Instanz – gegen ihren Entscheid können alle Asylbewerber Beschwerde führen, selbst alle jene, die schon in einem anderen Land im Dublin-Raum ein Gesuch gestellt haben, sich also aufgrund des Völkerrechts dorthin zurückschicken lassen. Und diese Beschwerdeinstanz, das Bundesverwaltungsgericht, bestimmt den Takt in der Schweizer Asylpolitik. Wie das geht, zeigt die folgende typische Auswahl aus 126 Entscheiden, die das Gericht in den ersten vier Wochen dieses Jahres veröffentlicht hat.

Samella Gashi, Kosovo; 10. Januar 2013, E-6647/2012

Sie hänge sich auf, wenn sie die Schweizer Behörden in den Kosovo zurückschickten, droht die junge Roma-Frau. Mit ihren Eltern sowie fünf Geschwistern kam sie am 9. September 2012 in die Schweiz, und anhand von Fingerabdrücken in der europäischen Zentraldatei stellten die Behörden fest, dass die Familie schon am 10. März und am 2. April 2012 in Belgien Asylgesuche gestellt hatte und Samella Gashi am 8. Juni 2012 sogar ein drittes. Gemäss dem Dublin-Abkommen erklärt sich Belgien als zuständiges Land auch ausdrücklich bereit, die Familie zurückzunehmen. Das Bundesamt tritt deshalb auf ihre Asylgesuche nicht ein und ordnet am 17. Dezember die Wegweisung nach Belgien sowie den sofortigen Vollzug an.

Samella Gashi reicht, wie ihre Eltern mit den minderjährigen Kindern und ihre volljährigen Geschwister, Beschwerde beim Bundesverwaltungsgericht ein. Die Familie fürchtet, in Belgien werde sie verhaftet und in den Kosovo zurückgeschickt – dort habe sie aber keine Zukunft und werde beschimpft und misshandelt. Die Roma-Frau schreibt, sie wolle nicht zusehen, wie Eltern und Geschwister im Kosovo umgebracht würden; deshalb ziehe sie es vor, sich hier umzubringen. In seinem Urteil vom 10. Januar 2013 geht das Gericht über Seiten auf diese Ängste ein. Es bescheinigt Belgien, dass es ein Rechtsstaat sei, also den Grundsatz nicht missachte, Asylbewerber nicht in Gebiete zurückzuschicken, wo ihnen Gefahr für Leib und Leben droht. Und es beruhigt die Frau mit ihren Selbstmorddrohungen, sie könne «gegebenenfalls von einer allfällig notwendigen psychiatrischen Versorgung in Bel-

gien ausgehen», wo eine «mit der Schweiz vergleichbare medizinische Infrastruktur» zur Verfügung stehe. Auf Seite 11 weist das Gericht die Beschwerde ab undbürdet der Beschwerdeführerin die Kosten von 600 Franken auf. Die ganze Roma-Familie, mit weitgehend identischen Urteilen, muss also die Schweiz verlassen, wie es aufgrund des Völkerrechts von Anfang an feststand. Aber wegen der unnötigen Warteschlange beim Bundesverwaltungsgericht konnte die Familie den Winter in der Schweiz verbringen.

Amin Sahli, Tunesien; 8. Januar 2013, E-6330/2012

Wie Tausende Landsleute setzt sich Amin Sahli im März 2011 aus Tunesien ab. Er reist weiter an die Côte d'Azur, landet im französischen Fréjus im Gefängnis und kommt schliesslich am 3. Juni 2012 nach Kreuzlingen, wo er ein Asylgesuch stellt. Er legt innert 48 Stunden keine Papiere vor, weshalb das Bundesamt gemäss Gesetz auf das Gesuch nicht eintreten kann. Dazu nennt er als Fluchtgrund nur, ein Nachbar habe ihm 2010 das von seinem Vater geerbte Grundstück weggenommen; er sei deshalb in die Schweiz gekommen, «um hier Arbeit zu finden und davon leben zu können». Der Flüchtling, der keiner ist, wird am 19. Juni einem Kanton zugewiesen. Bei einer Wirtshausschlägerei am 12. Juli fliegt ihm ein Bierhumpen ins Gesicht, bei der Behandlung von Brüchen im Kantons- spital finden die Ärzte auch eine Herzrhythmusstörung. Der Kardiologe behandelt ihn deshalb mehrmals erfolglos, die Ärzte bescheinigen ihm aber im Austrittsbericht vom 1. November einen «sehr guten und beschwerdefreien Behandlungsverlauf» sowie eine günstige Prognose, abgesehen von einem grippalen Infekt und einer reaktiven Depression nach der Schlägerei.

Am 29. November, fast ein halbes Jahr nach der Einreise, ordnet das Bundesamt die Wegweisung von Amin Sahli an, dagegen führt er Beschwerde. Die Bundesverwaltungsrichter anerkennen das Vorgehen des Bundesamts als korrekt. Sie brauchen aber einen Monat, um in ihrem 15-seitigen Urteil festzustellen, eine Streitigkeit unter Zivilpersonen stelle «offenkundig keinen flüchtlingsrechtlich relevanten Sachverhalt» dar, und angesichts des Stands der Medizin in Tunesien sei «kein zwingender Grund für eine Behandlung in der Schweiz» gegeben. Am 8. Januar 2013 lehnen sie die Beschwerde ab, Amin Sahli lässt sich also wegweisen – theoretisch, denn wie er richtig heisst, weiss immer noch niemand.

Sergei Charpak, Russland/Ukraine; 8. Januar 2013, D-4322/2011

Er hält sich illegal in der Schweiz auf, deshalb kommt Sergei Charpak am 30. Mai 2006 in Haft. Und er stellt am 7. Juni ein Asylgesuch: Er sei 1991 in Deutschland aus der Sowjetarmee geflohen und habe sich seither dort aufgehalten,

als Asylbewerber geduldet. Deutschland nimmt den Deserteur aber nicht zurück. Am 28. August 2007 lehnt das Bundesamt das Asylgesuch ab und ordnet die Wegweisung in die Ukraine an, wo Sergei Charpak geboren ist. Am 2. Juni 2008 teilen die Behörden der Ukraine aber mit, er verfüge nicht über ihre Staatsbürgerschaft – bei seinem Dienst in der Sowjetarmee gab es den Staat noch nicht. Dagegen könnte er, wie Anfragen ergeben haben, nach Russland ausreisen. Am 22. August 2008 stellt der Deserteur ein zweites Asylgesuch, weil ihn in Russland eine mehrjährige Freiheitsstrafe erwarte. Das sei keine politische Verfolgung, hält das Bundesamt fest, als es das zweite Asylgesuch ablehnt – drei Jahre später, am 7. Juli 2011.

Diese Auffassung teilt auch das Bundesverwaltungsgericht. Es fordert aber den Beschwerdeführer am 6. Juni 2012 auf, sich dazu zu äussern, dass er alle Voraussetzungen für die Staatsbürgerschaft der Ukraine erfülle. Und es rügt in seinem Urteil vom 8. Januar 2013 das Bundesamt, es sei seinen Pflichten «nicht hinreichend nachgekommen», als es die Möglichkeiten der Rückkehr in die Ukraine abklärte, und habe Bundesrecht verletzt, als es 2008 das zweite Asylgesuch entgegennahm. Deshalb weist das Gericht das Verfahren an die Vorinstanz zurück – Fortsetzung folgt.

Dilan Jaza, Irak; 8. Januar, E-8422/2008

Die Kurdin ist in Bagdad aufgewachsen, aber als Kind mit ihrer Familie in den Iran geflohen. Sie heiratet dort einen Kurden aus dem Nordirak und bekommt drei Kinder. 2006 muss die Familie den Iran verlassen. Die Eltern, inzwischen geschieden, ziehen deshalb mit zwei Kindern zu Verwandten des Mannes im kurdischen Dohuk; dort geraten sie jedoch in eine Familienfehde und ersuchen deshalb am 6. September 2006 in der Schweiz um Asyl. Am 9. September 2008 lehnt das Bundesamt das Gesuch ab, auch jenes des Sohnes, der drei Monate nach seinen Eltern in die Schweiz gekommen ist; alle legen Beschwerde ein. Am 19. November 2010 – nach aufwendigen Abklärungen, dass die Eltern tatsächlich geschieden sind – befindet das Bundesverwaltungsgericht, aufgrund der neuen Sachlage rechtfertige es sich, die Verfahren zu trennen.

In seinem Urteil vom 8. Januar 2013 zum Fall von Dilan Jaza gibt das Gericht dem Bundesamt durchgehend recht: «Die Frage, ob sich die geltend gemachte Familienfehde tatsächlich zugetragen hat, kann letztlich offenbleiben, denn die Vorbringen der Beschwerdeführerin und ihrer Familie entbehren grundsätzlich jeglicher Asylrelevanz.» Das Gericht beurteilt auch die vom Bundesamt angeordnete Wegweisung als rechtens – aber als unzumutbar. Denn Bagdad gelte nach wie vor als «Region mit einer sehr grossen Gewaltdichte». Daran ändere auch nichts, dass die El-



Begrenzter Einfluss: Sommaruga.

tern und ein «Geschwisterteil» von Dilan Jaza in Bagdad leben (wie 5,4 Millionen Menschen).

Nazima Halilovic, Bosnien und Herzegowina; 7. Januar 2013, D-7164/2010

Die junge Muslimin stammt aus der Provinz Tuzla, ihr Vater kämpfte als Bosniake für die Serben und fiel im Krieg. Mehr als ein Jahrzehnt später bekam sie deshalb Probleme und erhielt keine Stelle. Als Lesbe sei sie zudem belästigt worden, hält das Bundesverwaltungsgericht fest. Im Februar 2010 hätten sie drei Männer in einen Park gezerrt: «Sie hätten ihr die Bluse zerrissen, sie ausgelacht und erklärt, sie würden überprüfen, ob sie noch Jungfrau sei. Sie hätten ihr die Hosen ausgezogen, ihr die Finger in die Vagina gesteckt, gelacht und seien danach weggegangen.» Am 13. Mai 2010 kommt Nazima Halilovic in die Schweiz und stellt am folgenden Tag in Kreuzlingen ein Asylgesuch. Zwei Wochen später lehnt das Bundesamt das Gesuch ab und ordnet die Wegweisung an. Die Frau erhebt

Beschwerde, das Bundesverwaltungsgericht heisst sie am 30. Juni gut und weist den Fall zur Neubeurteilung zurück. Das Bundesamt bleibt in seiner Verfügung vom 1. September bei seiner Einschätzung, Nazima Halilovic sei kein Flüchtling gemäss Gesetz. Sie erhebt dagegen wieder Beschwerde, samt Bericht der Flüchtlingshilfe zur Situation von homosexuellen Frauen in Bosnien-Herzegowina.

Vom 29. November 2010 an lässt sich die Frau von einer Psychiaterin ambulant behandeln, von Januar bis März 2011 liegt sie zudem im Spital; die Ärzte erkennen eine posttraumatische Belastungsstörung nach Kriegserlebnissen und Vergewaltigung. Zweieinhalb Jahre nach dem Asylgesuch entscheidet das Bundesverwaltungsgericht. Es bestätigt, dass Nazima Halilovic keinen Anspruch auf Asyl und Aufenthalt hat. Aber es bestreitet, dass für die «junge, gesunde Frau mit angemessener Schulbildung und familiärem Beziehungsnetz» die Wegweisung zumutbar sei: «Es entspricht nach wie vor einer Tatsache, dass die Bevölkerung im Heimatland der Beschwerdeführerin Homosexuellen gegenüber mehrheitlich negativ eingestellt ist.» Ausserdem lasse sich die inzwischen chronifizierte posttraumatische Störung in Bosnien-Herzegowina nicht richtig behandeln. Zwar gebe es in den grösseren Städten psychiatrische Kliniken mit qualifiziertem Personal: «Diese sind jedoch oft überbelegt. Eine fortlaufende Therapie ist daher oftmals nicht möglich, und die Behandlungen erfolgen meist nur medikamentös.» Deshalb ordnet das Gericht an: Das Bundesamt muss Nazima Halilovic die vorläufige Aufnahme in der Schweiz gewähren.

Was ändert sich an dieser Praxis des Bundesverwaltungsgerichts, wenn sich die «Beschleunigungsmassnahmen im Asylbereich» tatsächlich in den nächsten Jahren durchsetzen lassen? Nichts. Jedenfalls kaum etwas. Denn selbstverständlich bleibt auch in den 60 Prozent schnell zu behandelnden Fällen – also jenen ohne Asylgrund oder mit Rückschubsmöglichkeit in ein anderes Land aufgrund des Dublin-Abkommens – die Beschwerdemöglichkeit offen. Dazu

findet sich im einhellig begrüßten Bericht zur Neustrukturierung des Asylbereichs nur ein Abschnitt mit 16 Zeilen. Im ordentlichen Verfahren für die 60 Prozent einfachen Fälle soll die Beschwerdefrist sieben Arbeitstage dauern und das Gericht innert vier Wochen entscheiden. Und: «Die laufende Revision des Asylgesetzes sieht vor, dass das Bundesverwaltungsgericht und das Bundesamt für Migration ihre Behandlungsprioritäten aufeinander abstimmen müssen.» Das sind aber höchstens fromme Wünsche. Denn das Bundesverwaltungsgericht (Judikative) lässt sich von Bundesrat (Exekutive) und Parlament (Legislative) nicht dreinreden, von der Verwaltung, die es mit seinen Urteilen gerne deckelt, schon gar nicht.

Der Bericht über die Beschleunigungsmassnahmen vom März 2011 äusserte sich – zumindest mit einem Satz – noch offen über die Probleme beim Gericht, wo die Verfahren zwischen 54 Tagen (Nichteintreten aufgrund des Dublin-Abkommens) und 860 Tagen (Ablehnung mit Wegweisung) dauerten: «Problematisch sind die Schwerfälligkeit und der Formalismus der Verfahren.» Die SVP schlug deshalb letztes Jahr vor, dem Bundesverwaltungsgericht – dessen vierte und fünfte Kammer aus der früheren Asylrekurskommission hervorgingen – die Asylfälle zu entziehen und wieder eine verwaltungsinterne Rekursinstanz einzurichten. Der Vorschlag löste gemäss dem Asylexperten der Partei, Nationalrat Heinz Brand, «helles Entsetzen» aus und kam im Parlament nicht durch.

Unruhe löst auch die Anfrage der *Weltwoche* aus, was von der Praxis des Bundesverwaltungsgerichts zu halten sei. Die Sprecherin von Bundesrätin Simonetta Sommaruga bedauert: Die Justizministerin äussere sich dazu aufgrund der Gewaltentrennung nicht. Und ein Verwaltungsinsider verweigert jeden Kommentar, denn dieser würde ihn den Kopf kosten: «Im Bericht vom März 2011 stand ja ein Satz dazu. Damals hatten wir noch einen anderen Direktor [Alard du Bois-Reymond]. Er ist jetzt nicht mehr da.»

* Alle Namen von Asylbewerbern sind geändert.

Testfrage: Was brachte DIE WELTWOCHEN letzte Woche?

Herausragendes bleibt haften.
Ein gelungener Ausstellungsstand kann das auch.

Kammer Expo AG
Ausstellungsgestaltung
und Messestandbau
Tagelswangen/Schweiz
gestaltet und baut Oasen
für die Karawanen der
Informationsgesellschaft,
effizient, europaweit.
kammerexpo.ch
Tel. +41 52 355 39 00



Wenn aus Feinden Freunde werden

Die Regierungsparteien FDP und SVP pflegen den innerbürgerlichen Grabenkrieg. Der Konflikt trägt mancherorts fast psychiatrische Züge. Derweil nähern sich Jungfreisinnige und Junge SVP fühlbar an. Die Begeisterung der Altvorderen hält sich in Grenzen. *Von Florian Schwab und Pascal Grob (Bild)*

Normalerweise sind es ergraute Herren, die in rechtsbürgerlichen Foren den Niedergang der Freiheit beklagen. Eine Veranstaltung mit dem Titel «Aussteigen, Endstation Sozialismus!» wäre eher dort zu vermuten.

Dieser Schlachtruf ertönte am vergangenen Samstag allerdings von überraschender Seite: Die bürgerlichen Jungparteien von SVP und FDP bestritten unter diesem Motto eine gemeinsame Veranstaltung in Zürich. Mit rund 150 Teilnehmern war der Anlass deutlich besser besucht als normale Anlässe von Jungparteien. Maurus Zeier, Co-Präsident der Jungfreisinnigen Schweiz, machte sich den alten FDP-Slogan aus dem Wahlkampf von 1979 zu eigen: «Mehr Freiheit – weniger Staat». Sein SVP-Gegenpart, JSVP-Präsident Erich Hess, schloss seine Rede gar mit den Worten: «Viva la revolución para la libertad!» (Es lebe die Freiheits-Revolution!).

Beide Präsidenten traten für einen engeren Austausch zwischen den bürgerlichen Parteien an: «Bürgerliche Alleingänge sind der Grund für die Stärke der Linken», so Zeier. Der Anlass sei ein «Signal für eine stärkere bürgerliche Zusammenarbeit». Erich Hess forderte unter dem Beifall des Publikums, die Bürgerlichen müssten von den Alt-68ern «den Marsch durch die Institutionen» lernen: «Wir müssen an den Schalthebeln sitzen, wenn wir unsere liberalen Ideen durchsetzen wollen.»

Diese Annäherung überrascht. Das spannungsgeladene Verhältnis der FDP zur SVP, besonders im Kanton Zürich, färbte lange auch auf die Jungparteien ab. JSVP-Präsident Hess hält fest, dass man zwar auch in der Vergangenheit schon punktuell zusammengearbeitet habe, «jetzt ist das Führungspersonal bei den Jungfreisinnigen allerdings deutlich bürgerlicher als noch vor zwei Jahren».

Im Kanton Zürich profilieren sich die Jungfreisinnigen bereits seit rund zehn Jahren vor allem mit einer konsequenten Finanzpolitik und Staatsskepsis. Oftmals erregen sie damit offene Ablehnung der Mutterpartei. Vor zwei Wochen wurde dem Vertreter der Jungfreisinnigen, Andri Silberschmidt, an der Zürcher Delegiertenversammlung das Mikrofon abgestellt, als er begründete, warum die Jungfreisinnigen sich dem Referendum der SVP zum Debakel der kantonalen Pensionskasse BVK angeschlossen hätten.

Trotz punktuellen Differenzen gibt es viele Gemeinsamkeiten. Der Tenor in den Reden der Jungpolitiker war, dass man zusammen

die fortschreitende Regulierung sämtlicher Bereiche des Alltags aufhalten möchte. «Die amtliche Gesetzessammlung hat sich in den letzten zehn Jahren verdoppelt», sagte SVP-Nationalrat Lukas Reimann.

Pokerverbot, Lebensmittelgesetz, Bewilligungspflicht für Hundehalter, Einschränkungen für Tankstellenshops, Bewilligungspflicht fürs Kinderhüten, Impfblogatorium, Minderinitiative, Familienartikel: Reimann deklinierte routiniert die aus seiner Sicht absurdesten Vorschriften durch, mit denen sich die Politik in den letzten zwei, drei Jahren befasst hat.

Hochphilosophische Kost

Die bürgerlichen Jungparteien sehen die Schweiz auf dem schleichenden Weg in den Sozialismus. Sorgen bereitet ihnen auch die Finanz- und Währungspolitik: Im Strudel der weltweiten Schuldenkrise riskiere die Schweiz eine Entwertung ihrer Währung. Reimann rechnete vor, dass sich bei einer Inflation von zwei Prozent die Ersparnisse in zwanzig Jahren halbierten. In der EU werde aber mittelfristig mit einer Inflation von rund fünf Prozent gerechnet, um die Schuldenkrise zu bewältigen. Die Schweiz müsse sich dieser Gefahr entziehen, indem die Nationalbank die Währung mindestens zu einem Fünftel mit Gold deckt, wie dies die Goldinitiative der SVP verlangt.

Das Vortragsprogramm, das der Zürcher Jungfreisinnige Christian Zulliger als Kopf des Organisationskomitees auf die Beine gestellt hatte, verlangte den Teilnehmern einiges ab: Sechs Stunden lang gab es teilweise hochphilosophische Kost. Aus Deutschland war der liberale Bundestagsabgeordnete Frank Schäffler angereist, um über die Fehler der EU aus liberaler Sicht zu sprechen. Seine Teilnahme hatte er spontan zugesagt: «Junge Menschen für die Freiheit: gute Sache, ich bin dabei!»

Robert Nef, Präsident des Liberalen Instituts in Zürich, sprach über die Vorteile der föderalistischen Struktur der Schweiz. Seit den späten 1970er Jahren gehört er zu den einflussreichsten liberalen Intellektuellen im Land.

Einen Anlass wie die Verbrüderung der Jungfreisinnigen und der Jungen SVP gegen den «schleichenden Sozialismus» habe er in den vergangenen Jahrzehnten noch nie erlebt. «Das ist erstmalig und hoffentlich nicht einmalig.» Die Jungparteien, ist er überzeugt, hätten verstanden, dass der wuchernde Staat eine Bürde für die Zukunft ist.

Weniger euphorisch ist die Mutterpartei FDP. Weder Parteipräsident Müller noch Kantonalpräsident Walti konnten sich zu einer Stellungnahme auffaffen. Der Marsch der rechtsbürgerlichen Jungpolitiker durch die Institutionen muss offenbar noch manche Hürde nehmen. ○



Vom Gegner lernen: Jungpolitiker Zeier (FDP), Hess (SVP), Zulliger (FDP), Reimann (SVP).

«Es gibt den souveränen Alleingang»

Pilatus-Chef Oscar Schwenk verkauft Flugzeuge an Scheichs und Emire und wird heftig kritisiert dafür. Der erfolgreiche Unternehmer, der nebenbei bauert, wundert sich. Die Schweiz müsse neutral bleiben und aufpassen, dass sie nicht zur unbedeutenden Insel herabsinke. *Von Philipp Gut und Noë Flum (Bild)*

Herr Schwenk, Sie gelten als «Patron alter Schule», ja gar als «König von Stans» (*Bilanz*). Neuerdings müssen Sie die Macht teilen: Sie haben Ihr Doppelmandat aufgegeben und sind nur noch Verwaltungsratspräsident, nicht mehr CEO. Aber Hand aufs Herz: Sie können doch gar nicht loslassen. Neben einem Schwenk ist kein Platz für einen zweiten Chef.

Um es klarzustellen: Ich habe meinen Nachfolger [Markus Bucher, die Red.] ausgewählt, nicht er mich. Er hat alle Stationen innerhalb der Firma durchlaufen. Er kann das. Entscheidungen fällen braucht aber immer auch Erfahrung und Fingerspitzengefühl. Einer muss die Verantwortung übernehmen. Meistens ist das ein Gremium, ein Verwaltungsrat etwa. Dort versteckt sich dann jeder hinter dem andern. Ich habe es mein Leben lang anders gemacht: Ich sage ja oder nein, aber halte dann auch den Grind hin. Das werde ich weiterhin tun.

Das grösste und wichtigste Projekt bleibt in Ihrer Hand: Pilatus entwickelt erstmals einen Jet, den neuen PC-24. Details hüten Sie wie ein Staatsgeheimnis.

Wir müssen Sie auf Mai verträsten, dann werden wir den PC-24 an der Luftfahrtausstellung Ebace in Genf vorstellen. Als kleine Firma in einem Hochpreisland haben wir nur eine Chance: Wir müssen die Nummer eins in unserer Nische sein.

Sie setzen auf die sprichwörtliche Schweizer Qualität?

Wir bieten sicher eine sehr hohe Qualität. Aber nur besser zu sein, reicht nicht. Wir müssen etwas wirklich Neues bieten.

Konkret?

Wir haben ja schon erfolgreich neue Flugzeuge gebaut. Angefangen hat es mit dem PC-12. Wir sagten damals, dass wir ein einmotoriges Flugzeug bauen, das auch fürs Business eingesetzt werden kann. Alle haben uns ausgelacht. Wir haben uns nicht beirren lassen. Mit dem Geld, das wir damals verdienten, haben wir später den PC-21 entwickelt. Auch dieser wurde zu einem Erfolg: Für die US-Air-Force und -Navy stellte eine amerikanische Firma in Lizenz 700 Flugzeuge von Pilatus her – ein Jahrhundertauftrag. Vorher waren wir ein Nobody, jetzt wollten plötzlich alle grossen amerikanischen TV-Stationen Interviews mit mir. Alle stellten dieselbe Frage:

«Was machen Sie jetzt mit dem vielen Geld?» Für mich war das nie ein Problem.

Gemäss Ihrer Strategie konnte die Antwort nur lauten: ein noch besseres Flugzeug bauen.

Firmen, die jedes Jahr ihre Strategie ändern, wissen nicht, was «strategisches» Denken heisst. Man muss einmal alles sauber durchdenken, Ziele festlegen und dann daran glauben und es durchziehen. Wir haben klar festgelegt, dass wir die Nummer eins sein wollen, nicht einfach leicht besser. Wir mussten die nächste Stufe zünden – und das konnte nur ein Business-Jet sein.

Als das PC-12-Projekt stockte, warfen Sie den Bettel hin. Sie gingen in den Jura und wurden Bergbauer.

Die damalige Geschäftsleitung war unentschlossen. Die Entscheidungen wurden in Zürich getroffen, Pilatus gehörte zum Bührle-Konzern. Ich war damals Produktionsleiter. Plötzlich hiess es, es sei kein Geld mehr vorhanden, das Projekt werde eingestellt. Ich kündigte und baute auf dem Grenchenberg einen Angus-Rinder-Betrieb auf.

«Jemand muss Christoph Blocher sagen, dass er aufhören soll.»

Meine ehemaligen Mitarbeiter waren aber immer noch fasziniert vom PC-12. Sie besuchten mich abends und am Wochenende und überzeugten mich, trotzdem weiter daran zu arbeiten. So ging ich, meist nachts, wieder einmal pro Woche nach Stans.

Sie haben sich illegal und ohne Badge Zutritt zum Werk verschafft und am PC-12 getüftelt, obwohl Sie gar keine Anstellung mehr hatten?

Ich werde für die Pilatus-Werke nie einen Badge brauchen. (*Lacht*) Es war eine Riesbelastung. Die Geschäftsleitung fragte mich schliesslich, ob sie mir wieder ein Angebot machen könne. Ich habe zugesagt, aber meine Bedingungen diktiert: Ich wollte meine eigenen Leute auswählen und sagen, wie's läuft. Ich wollte den PC-12 machen und dann wieder gehen. Beinahe aber wäre das Projekt doch noch gescheitert: Als wir bereits 30 Millionen Franken ausgegeben hatten, ging es dem Konzern schlecht. Der Verwaltungsrat dachte, es sei ein heroischer Entscheid, das Projekt erneut fallenzulas-

sen. Wir haben das einfach nicht beachtet und weitergemacht.

Sie bauen militärische wie auch zivile Flugzeuge. Worin unterscheiden sich die Geschäftsbereiche?

Es sind zwei total verschiedene Welten. Als ich vor zwanzig Jahren das Ruder übernommen habe, trennten wir das auch organisatorisch. Es gibt ganz andere Anforderungen, andere Budgets. Auch die Kunden sind sehr verschieden: ein Major in Uniform oder ein Fabrikbesitzer, der gut verdient hat und sich eine PC-12 leisten möchte – das ist eine völlig andere Kultur. Der reiche Amerikaner, der eine PC-12 kaufen will, kommt in Jeans und T-Shirt, ist locker drauf und will sich mit der Frau oder Freundin alles in Ruhe anschauen. Die Leute vom Militär schätzen diesen Stil meist überhaupt nicht. Etikette ist wichtig. Wenn man das nicht richtig macht, kommt man beim Kunden nicht an. Am Schluss sind es immer zwei Menschen, die zusammen verhandeln müssen. Wenn die Chemie nicht stimmt, bringt man nichts Schlaues zustande.

Militärflugzeuge zu verkaufen, ist eine Wissenschaft für sich.

Es ist unglaublich kompliziert und bürokratisch. Man hat es mit Regierungen zu tun und mit Beamten, die die Geschäfte vorbereiten. Der *end user*, die Luftwaffe, kann nicht selber auswählen, sondern meist nur technische Anforderungen stellen. Für den Preis ist jemand anders zuständig. Es ist in jedem Land unterschiedlich. Das Einzige, was alle Länder gemeinsam haben, ist ein Budget. Darin sind entweder Neuanschaffungen vorgesehen oder nicht. Wenn die Luftwaffe dennoch ein Bedürfnis für neue Flugzeuge sieht, muss man schauen, wie man das Geld beschaffen kann. Oft verschieben sich die Verkäufe um Jahre. Man muss sehr langfristige planen. In einigen Ländern gibt es einen *ruler*, einen Herrscher, der sagt, wie es läuft.

Ist es einfacher mit Diktatoren Geschäfte zu machen?

Nicht unbedingt. Die Scheichs, Emirs, Sultane haben alle einen riesigen Beraterstab. Es ist schwierig, an sie heranzukommen.

An der Wand hinter Ihnen hängt der weitverzweigte Stammbaum einer arabischen Herrscherfamilie. Saudi-Arabien?

Nein, das ist Abu Dhabi.

Kennen Sie alle diese Leute?

Nicht alle, aber viele. Man muss versuchen, ein möglichst normales Verhältnis hinzube-



«In der Schweiz wird auf die eigenen Unternehmen geschossen»: Pilatus-Verwaltungsratspräsident Schwenk.

kommen. Im Mittleren Osten habe ich da keine Probleme. Ich gehe schon mein Leben lang auf die Jagd – und die Scheichs und Emire jagen ebenfalls. Ich hatte immer schon ein Pferd – und die Araber lieben Pferde über alles. Schon haben wir einen gemeinsamen Nenner! Bei einem Araber braucht es sehr lange, bis man das Vertrauen gewinnt, und es braucht nur sehr wenig, um es wieder zu verlieren.

Worauf gilt es bei den unterschiedlichen Mentalitäten und Kulturen zu achten?

In Afrika musste ich lernen, dass dort alles *tribal* ist, also auf Stammeszugehörigkeit ausgelegt. Wenn Sie in einem afrikanischen Staat ein Geschäft machen wollen und der Luftwaffenchef ist im Rang eines Generals, gibt es vielleicht einen Major unter ihm, der stammestechnisch über ihm steht. Dann muss man den Major mit-einbeziehen!

Wie kommen Sie zu den Informationen?

Vieles läuft über Erfahrung. Ich kenne die wichtigen Leute, ich weiss, was sie wollen. Nur wechseln die ja ständig. Wenn ich mich vom General verabschiede, mache ich immer noch einen Besuch beim Captain der Luftwaffenbasis. Denn der wird irgendwann der neue General sein. Kennt man ein Land noch nicht, muss man sich schlaumachen. Das geht am besten, indem man mit Leuten spricht, die dort leben und arbeiten. Das kann man sich nicht einfach aus dem Internet holen.

Gibt es Barrieren, die Sie bei aller Erfahrung und Vorsicht nicht überwinden konnten?

Ich habe eine Menge Leute kennengelernt, die mir die Tür geöffnet haben zu einer anderen Denkweise. Aber die indische Tradition ist für mich ein Buch mit sieben Siegeln.

Sie mussten auch schon Bananen und Reis in grossem Stil abnehmen. Das erinnert an mittelalterlichen Tauschhandel.

Ein anderes Mal wollte uns ein afrikanisches Land – Sambia – in Kupfer bezahlen. Von diesen Tauschgeschäften kommt man aber langsam weg. Verlangt wird im Moment eher, dass Arbeitsplätze im Land geschaffen werden. In der Schweiz ist das ja auch so. Oft ist das allerdings Unsinn.

Sie spielen auf den schwedischen Gripen an.

Schweden liegt vor der Haustür. Für zwanzig oder dreissig Flugzeuge eine ganze Produktion von dort in die Schweiz zu verlagern, ist absurd und kostet enorm viel Geld. Eine Verlagerung wäre nur sinnvoll, wenn wir Zugang zu neuen Technologien erhielten. Einen Flügel nieten, das können wir auch so.

Zu den unberechenbaren Störfaktoren im Rüstungsgeschäft gehört die Politik. Regelmässig legen Ihnen Bundesrat und

Parlament Exportbeschränkungen auf. Andere Länder kennen solche Skrupel nicht.

Da muss ich ein wenig ausholen. In den meisten Ländern ist die Rüstungsindustrie ein Teil des Staates. Pilatus ist zu hundert Prozent in Privatbesitz. Unsere Kunden kaufen aber «Flugzeuge aus der Schweiz». Sie wollen wissen, ob die Regierung dahintersteht. Ich habe nichts dagegen, dass das Seco seine Arbeit macht, die internationale Lage analysiert und uns kontrolliert. Wir haben nichts zu verstecken, es hat noch nie ein bewaffnetes Flugzeug Stans verlassen. Das Hauptproblem sind die Armeeabschaffer, die zwar die Volksabstimmung verloren haben, aber einfach nicht aufgeben und uns öffentlich via Medien diffamieren.

Sie leiden unter der Kritik?

An mir prallt das ab. Das Problem ist: Was in den Medien über Pilatus geschrieben wird, hört irgendwann der Kunde. Im Ausland versteht man das nicht. Normalerweise torpediert man eher die Rüstungspläne anderer Länder – in der Schweiz wird auf die eigenen Unternehmen geschossen. Das ist falsch verstandene Demokratie, Unwahrheiten erhalten eine Plattform. Die Konkurrenz nutzt die Situation schamlos aus: Wenn das Seco etwas kontrolliert, sagen die Mitbewer-

«Wenn es in der Firma schlecht läuft, habe ich keinen Lohn verdient.»

ber sofort, dass wir nicht liefern können und Schwierigkeiten haben. Hätten wir nicht das beste Produkt – wir wären längst tot.

Sie nehmen kein Blatt vor den Mund, selbst Bundesräte kritisieren Sie zuweilen scharf. Das ist eher unüblich in der Wirtschaftswelt.

Mein Wahlspruch heisst: «Tue recht und scheue niemand.» Das habe ich auch in einen Balken meines Bauernhauses geschnitzt. Ich lebe nicht von Gefälligkeiten, ich muss nicht unbedingt mit allen auskommen. Bei der Managerkultur, wo alles nur noch auf Beziehungspflege und Networking basiert, frage ich mich: Wer ist denn noch der *working part*? Es kommt darauf an, was einer schafft, und nicht darauf, welches «Netz» er hat.

Wie sollte sich die Schweiz Ihrer Ansicht nach aussenpolitisch positionieren?

Die Schweiz ist gross geworden, indem sie wusste, was sie wollte. Heute mogeln wir uns irgendwie durch. Wir müssen wieder sagen, wo wir hinwollen mit dem Land. Es gibt absolut die Möglichkeit des souveränen Alleingangs. Wir müssen neutral bleiben. Bei Pilatus ist es ähnlich: Wir sind selbständig und unabhängig, aber wirtschaftlich weltweit tätig.

Sie preisen Pilatus als Modell für die Schweiz?

So wie Pilatus im Moment aufgestellt ist, wäre es ein bisschen zu diktatorisch.

Dann müssten Sie Armeeabschaffer Jo Lang in die Geschäftsleitung berufen.

Wollen Sie, dass wir nur noch Sitzungen abhalten und reden?

Sie wirken wie der geborene Antimanager, alles Geschniegelte, Glatte geht Ihnen ab. Sie geben sich als Patron, der sich um das Wohl der Mitarbeiter sorgt. Aber eigentlich sind Sie bloss der erste Angestellte, nicht Unternehmer und Eigentümer von Pilatus. Welche Position nehmen Sie in der «Abzocker»-Debatte ein?

Ich arbeite auf Erfolgsbasis und bin über einen Optionsplan eingebunden. Wenn es Pilatus gutgeht, geht es auch mir sehr gut. Wenn es schlecht läuft, habe ich keinen Lohn verdient. Ich muss also auch aus eigenem Interesse schauen, dass die Firma erfolgreich ist, sonst verliere ich mein Geld. Die «Abzocker»-Initiative ist entstanden, weil Leute Geld nehmen, ohne dafür etwas geleistet zu haben. Mit einem Bonussystem kann ich leben. Bedingung ist, dass der Eigentümer, also der Aktionär, über grosse Bezüge bestimmen kann. Und dass das Management sich zurückhält, wenn es der Firma schlechtgeht. Aber die Minder-Initiative lehne ich ab, sie ist falsch aufgestellt und kleinkariert.

Wie ist die Bonusfrage bei Pilatus geregelt?

Vor einigen Jahren haben wir ein Bonussystem eingeführt, bei dem alle beteiligt sind, vom Lehrling bis in die höchsten Positionen. Anerkennung geht eben nicht nur über Worte, sondern auch über den Lohn. Fünfzehn Prozent des Geldes, das die Firma verdient, gehen an die Mitarbeiter. Das System ist transparent, jeder weiss, wie es funktioniert. Es gibt einen Leistungsanreiz mit einer ausgeklügelten Beurteilungsmatrix. Die Teamleiter besprechen die Mitarbeiterleistung laufend. Am Ende muss der Mitarbeiter einverstanden sein. Wenn er unzufrieden ist, kann er zu mir kommen. Ich dulde keine Ungerechtigkeit.

Zum Erfolg von Pilatus trage bei, dass es hier «keine Gewerkschaften» gebe, betonen Sie. Andernorts würde man für solche Aussagen gelyncht.

Gewerkschaften sind entstanden, weil es den Arbeitern schlechtging. Sie wurden von den Firmenbesitzern mies behandelt und ausgenutzt. Das war nicht in Ordnung. Niemand hat sich um sie gekümmert, auch die Regierung nicht. Also haben sich die Leute selber organisiert. So verstanden, wäre ich eigentlich der grösste Gewerkschafter. Aber es kommt doch nicht in Frage, dass einer aus Zürich für die Leute in Stans spricht aus irgendeiner abgehobenen linken Sicht! Diese Fernsteuerung brauchen wir nicht. Wir lösen die Probleme selber, indem wir mit den Leu-

ten reden. Wir haben eine breitabgestützte Betriebskommission, dort kommt alles auf den Tisch. Die Mitarbeitervertreter haben sogar Einsicht in Bücher und Bilanz.

Sie haben Pilatus vor ausländischen Investoren bewahrt. Auch mit dem Kauf der Luzerner Mineralquelle Knutwiler verfolgten Sie dasselbe Ziel. Weshalb dieser unternehmerische Heimatschutz? Was wäre so schlimm an Geldgebern aus dem Ausland?

Ich lehne das nicht generell ab. Im Fall von Pilatus aber ist klar: Hinter Geldgebern aus dem Ausland steckt meist die Konkurrenz. Dann wäre Pilatus tot.

Einen geplanten Börsengang haben Sie abgeblasen.

Das ist schon lange vom Tisch. Wenn einer an der Börse ist, kann er sich zwar leicht Kapital beschaffen. Aber er kann nicht mehr selber bestimmen, und die Gefahr eines *unfriendly takeover* besteht. Ich mag keine anonymen Mehrheiten. Vielleicht aber lancieren wir eine Volksaktie. Wir erklären den Leuten, dass wir der letzte Schweizer Flugzeugbauer sind, organisieren eine jährliche Flugshow, einen Tag der offenen Tür und so weiter. Das ist absolut möglich.

Sie arbeiten seit über dreissig Jahren bei den Pilatus-Werken. Sie sind Verwaltungsratspräsident bei den Pilatusbahnen, Sie wohnen auf 1100 Metern Höhe am Abhang des Pilatus. Ihr ganzes Leben scheint sich um den Pilatus zu drehen. Ist der Berg Ihr Schicksal?

So weit würde ich nicht gehen. Es gibt auch eine Änderung, die ich hier verraten kann: Ich werde meinen Landwirtschaftsbetrieb im Eigenthal meinem Sohn übergeben. Meine Frau und ich werden demnächst auf einen neuen Hof im luzernischen Mauensee ziehen, rund zwanzig Kilometer von hier, zuoberst auf dem Berg, wieder allein, umgeben von Wald. Wir können nicht sein ohne Landwirtschaft.

Zum Schluss ein paar Stichworte: Doris Leuthard?

Sie ist eine sehr fähige Magistratin. Obwohl wir uns ja mal den Kopf angeschlagen haben. Seit wir das bereinigt haben, ist sie für mich die beste Bundesrätin.

Johann Schneider-Ammann?

Mit ihm habe ich ein sehr gutes Verhältnis, er kommt aus der Industrie. Er kann schnell denken und versteht, was wir brauchen.

Christoph Blocher?

Er hat wahnsinnig viel gemacht für die Schweiz. Er hat einen grossen Anteil daran, dass die Schweiz heute so ist, wie sie ist. Aber Blocher beharrt auf seinen Positionen und verschiess das Pulver unter seinem Wert. Als Bundesrat hat er Pilatus einen Besuch abgestattet. Ich habe ihn extra noch ein bisschen provoziert, worauf er eine ausgezeichnete Rede gehalten hat. Das war fantastisch, von Unternehmer zu Unternehmer. Aber jetzt agiert er unter seiner Würde. Jemand muss ihm sagen, dass er aufhören soll. Er könnte beispielsweise auf die Jagd gehen. Ich begleite ihn gerne dabei, ich habe fünfzig Jahre Erfahrung in der Gebirgsjagd.

Der grösste Philosoph?

Es fragt sich, was ein Philosoph ist: einer, der spricht, oder einer, der etwas vorlebt. Gandhi hatte eine gute Weltanschauung. Oder wenn man sehr radikal sein will: Jesus.

Bauer sein?

Back to the roots: Von dort komme ich. Unsere ganze Verwandtschaft ist bäuerlich. Ich kann gar nicht sein, ohne zu bauern.

Neuseeland?

Dort war ich als junger Ingenieur, dort habe ich auf Angus- und Rothirschfarmen gearbeitet und gelernt, Helikopter zu fliegen. Ich sagte damals: «Hier will ich alt werden.» Ein unglaubliches Land. Von Schneebergen und Fjordlandschaften bis zu subtropischen Regionen gibt es alles. Ich bewundere die Kultur der Maori, auch wenn *es lazy people* sind, die lieber singen als arbeiten.

EU?

Man wollte zu schnell zu viel. Es war ein guter Entscheid, dass die Schweiz nicht mitgemacht hat.

Der exzentrischste Kundenwunsch?

Ich weiss nicht, welches der schlimmste war. (*Lacht*) Einer wollte Platz für drei Motorräder und eine Rampe, auf der er direkt hinein- und hinausfahren konnte. Ein Jäger mit einem eigenen Jagdgebiet in Kanada wollte ein Flugzeug mit einem riesigen Hundezwinger im hinteren Bereich. Jetzt fliegt er jedes Wochenende mit seinen Hunden zur Jagd. In Afrika haben wir sedierte Löwen transportiert. Es gibt viele Geschichten.

Was bedeutet Ihnen mehr: Luzern oder Nidwalden?

Nidwalden bedeutet mir sehr viel, weil ich hier gearbeitet habe und über Jahrzehnte etwas aufbauen konnte. Kantonsgrenzen sind nicht matchentscheidend. In Luzern bin ich geboren und aufgewachsen. Sagen wir: Die Region Pilatus bedeutet mir am meisten.

Natur oder Kunst?

Die grösste Kunst ist die Natur. Ich beschäftige mich auch mit Bionik, um abzuschauen, was man von der Natur lernen kann. Das ist anspruchsvoll und ein bisschen frustrierend, weil die Natur immer besser ist als wir.

Reiten oder fliegen?

Irgendwohin fliegen, um zu reiten.

Wo ist die Schweiz in zehn Jahren?

Wenn es uns nicht gelingt, uns aus dieser parteipolitischen Zwickmühle zu befreien, und wir nicht endlich wissen, wo wir hinwollen, dann wird die Schweiz an Stellenwert verlieren und zu einer unbedeutenden Insel herabsinken.

Oscar Schwenk in zehn Jahren?

Sicher nicht mehr bei Pilatus. Sicher immer noch in der Landwirtschaft. Sicher irgendwo im Outback. Sicher viel im Wald.

Ihr Lieblingsflugzeug?

Im Moment der PC-24. Einen Flieger zu bauen, ist unglaublich emotional. Wir wollen das weltbeste Flugzeug in dieser Kategorie herstellen.

Oscar J. Schwenk ist Verwaltungsratspräsident der Pilatus-Werke in Stans und Eigentümer der Mineralquelle Knutwiler. Der Ingenieur hat zuerst ein Philosophiestudium begonnen und ist seit über 30 Jahren für Pilatus tätig, bis Ende 2012 als CEO und VR-Präsident in Personalunion. Schwenk ist verheiratet und hat drei Kinder.



HUBLLOT

KING POWER UNICO
GOLD CARBON

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich
Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer.ch.com

An der Nabelschnur des Staates

In der Stadt Zürich wurde bereits umgesetzt, was der Familienartikel für das ganze Land verspricht: ein «bedarfsgerechtes» Angebot für Eltern, die ihre Kinder fremdbetreuen lassen wollen. Private Horte werden seither mit Auflagen und Vorschriften überhäuft, die Kosten explodieren. *Von Andreas Kunz*



Wenn der Kontrolleur kommt: Kinderkrippe in Zürich.

Kommt der städtische Kontrolleur vorbei, muss die Belegungsstatistik stimmen: Auf einer Liste ist genau vermerkt, an welchem Tag des Jahres welches Kind um welche Uhrzeit gekommen ist, wann es wieder gegangen ist, welches Alter es hat und wie viele Betreuerinnen jeweils anwesend waren. Bei der Betreuung der Kinder muss Claudia Rabelbauer, Leiterin des privaten Kinderhorts «Kibiz» in Zürich Altstetten, rund zehn Konzepte gleichzeitig befolgen, darunter ein Notfall-Sicherheitskonzept, ein pädagogisches Konzept sowie seit diesem Jahr neu ein Konzept gegen Kindesmissbrauch. Sie muss Brandschutzauflagen einhalten sowie Hygienevorschriften für die Küche, streng nach Lebensmittelgesetz. «Eigentlich könnten wir ein Restaurant eröffnen», sagt Rabelbauer. «Dabei wollen wir doch nur einen Hort mit einer familiären Atmosphäre bieten.»

Achtzehn Plätze hat der Kinderhort der EVP-Gemeinderätin. Die meisten ihrer Kunden kennt sie seit Jahren persönlich. «Eltern haben gerne eine private Lösung, weil sie eine familiäre Betreuung schätzen.» Doch die vielen Auflagen und Vorschriften machten private Initiative im Hortbereich «wenig attraktiv», sagt Rabelbauer.

Private werden benachteiligt

Die Stadt Zürich ist ein Modellfall, wenn am 3. März über den Familienartikel abgestimmt wird, der für die ganze Schweiz ein «bedarfsgerechtes Angebot an familien- und schulergänzenden Tagesstrukturen» fordert. In der Limmat-Metropole hat das Stimmvolk schon 2005 beschlossen, dass die Stadt jedem Schulkind einen Hortplatz zur Verfügung stellen muss, wenn die Eltern das wünschen. Seither hat die Zahl der Plätze um jährlich bis zu 1200

zugenommen. 11 864 Kinder werden heute in Zürich in einem Hort betreut, was rund 40 Prozent aller Schulkinder und Kindergärtler entspricht. 2020 sollen es laut Prognosen des Schulamts 19 000 Kinder sein, also über 70 Prozent.

Die Kosten explodieren. Bis 2020 werden allein für den Ausbau 230 Millionen Franken investiert. Der Betriebsaufwand steigt stetig: Betrug er 2008 noch 88 Millionen Franken, waren 2012 bereits 128 Millionen budgetiert. 2016 sollen es 172 Millionen sein. Für 2020 wird mit über 200 Millionen gerechnet.

Vor dem Ausbau versprochen die Behörden, sie wollten das Hortangebot zusammen mit privaten Institutionen sicherstellen. Doch Claudia Rabelbauer hat davon nichts gespürt. Im Gegenteil: Unzählige Vorschriften sind seit der Quasi-Verstaatlichung des Hortwesens dazugekommen. Die rigiden Vorgaben haben

ihren betriebswirtschaftlichen Handlungsspielraum stark eingegrenzt. Für den administrativen Aufwand muss sie eine kaufmännische Angestellte mit einem 60-Prozent-Pensum beschäftigen. Zusätzlich verfälscht wird der Markt durch die Subventionen. Besitzt in Zürich ein Elternpaar mit zwei Kindern ein steuerbares Einkommen von 150 000 Franken, hat es immer noch Anrecht auf Unterstützung. Doch für private Horte lohnt sich das Geschäft nicht. Die Stadt zahlt für subventionierte Plätze nur 90 Prozent des Vollkostenpreises. Die restlichen zehn Prozent bleiben bei Rabelbauer hängen. Respektive bei den Eltern, die keine Unterstützung erhalten. Sie zahlen den vollen Preis und finanzieren so zusätzlich zu ihren ohnehin schon höheren Steuern die Kinderpolitik gleich doppelt.

Die grosszügigen Subventionen führten laut Rabelbauer zu fragwürdigen Anreizen: «Die Eltern wollen heute nicht mehr wissen, ob der Hort gut ist, sondern ob er subventioniert ist.» Da die Nachfrage immer stärker wurde, habe sie es sich nicht mehr leisten können, auf subventionierte Plätze zu verzichten, ohne die gute Verankerung des Hortes im Quartier zu gefährden. Doch damit handelte sie sich zusätzliche Vorschriften und Benachteiligungen ein: Im Gegensatz zu den städtischen Betrieben werden die subventionierten Plätze in privaten Horten nur während der beiden Kindergartenjahre bezahlt. Und auch dann erst unter der Voraussetzung, dass das Kind zuvor zwölf Monate im gleichen Betrieb in die Krippe gegangen ist. Zudem muss Rabelbauer bei jedem subventionierten Kind die Erwerbsausweise der Eltern eintreiben, für die Hortleiterin «ein riesiger Aufwand», den die städtischen Betriebe ebenfalls nicht aufbringen müssen.

Stadt zahlt 1000 Franken mehr

Der Eigendeckungsgrad des «Kibiz» liegt bei 95 Prozent. Bei den städtischen Angeboten beträgt er rund 20 Prozent, den Rest zahlen die Steuerzahler. Und während Rabelbauer jeden Franken zusammensparen muss, unterliegen

die städtischen Betriebe einer Defizitgarantie. Dank diesen Wettbewerbsvorteilen kann die Stadt einer Kinderbetreuerin rund 1000 Franken mehr pro Monat bezahlen als ein privater Hort. «Viele private Hortbetreiber verlieren ständig Mitarbeiter», sagt Rabelbauer. Immer wieder wechselten junge Frauen ihren Job oder würden Mütter. Dabei wäre Konstanz in der Kinderbetreuung wichtig. Drei Jahre dauert die Ausbildung zur Fachfrau für Kinderbetreuung. Rund die Hälfte der Zürcher Hortnerinnen haben keine abgeschlossene Berufsausbildung. Um den Notstand zu beheben, dürfen seit Anfang Jahr auch Praktikantinnen die Aufgaben des ausgebildeten Betreuungspersonals übernehmen.

Das Schulamt sieht verschiedene Gründe für den geringen Anteil privater Horte in Zürich. «Die Betreuungseinrichtungen sollen sich

«Die Eltern wollen nicht mehr wissen, ob der Hort gut ist, sondern ob er subventioniert ist.»

möglichst nahe bei den Schulhäusern befinden oder sogar direkt auf dem Schulgelände», sagt Regina Kesselring, Sprecherin des Schulamts. Die Zusammenarbeit von Betreuungs- und Lehrpersonen werde immer wichtiger. «Wir wollen, dass Betreuung und Unterricht noch mehr zusammenwachsen», sagt Kesselring. Es gehe darum, einen «Lebensraum Schule» zu schaffen. Die Betreuung müsse bezahlbar bleiben. «Wir wollen verhindern, dass Kinder aus einkommensschwachen Familien auf der Strasse landen, weil sich die Eltern die Betreuung nicht leisten können.»

Der geringe Anteil privater Horte kann laut Schulamt auch betriebswirtschaftliche Gründe haben. Schüler und Kindergärtler erscheinen erst um zwölf Uhr im Hort, viele gehen nach dem Mittagessen wieder in die Schule und kommen noch einmal bis achtzehn Uhr. «Für die wenigen Stunden lohnt es sich kaum, Räumlichkeiten zu mieten und Personal einzustellen», sagt Kesselring.

Filippo Leutenegger, FDP-Nationalrat und Mitbegründer des Kinderhorts «Kobold» in Zürich Hirslanden sowie der Kinderkrippe des TV-Studios Leutschenbach, widerspricht: «Private arbeiten effizienter und kostengünstiger.» Der «Kobold» sei zu hundert Prozent eigenfinanziert. Um ein Defizit zu vermeiden, verzichtet Leutenegger als Hausbesitzer auf einen Teil der Miete und finanziert die Infrastruktur mit seiner Frau über einen Förderverein. Er will so unabhängig wie möglich bleiben, seine Hortleiterin bietet deshalb keine subventionierten Plätze an. Trotzdem sei seine private Initiative an den städtischen Vorschriften «fast erstickt».

Flüssigseife und Wegwerftücher

Leutenegger musste neue Toiletten einbauen, weil für Kinder wie Personal geschlechtergetrennte WCs Vorschrift sind. Davor muss ein «hygienischer Vorraum» stehen, und statt einer normalen Seife ist nur noch Flüssigseife erlaubt, statt Stofftüchern müssen fürs Händetrocknen Wegwerftücher bereitgestellt werden. Es braucht für Kinder und Personal getrennte Garderoben, und ohne kräftigen Dampfzug, der über das Dach führen muss, gibt es ebenfalls keine Bewilligung. Alle Vorschriften einzuhalten, sei «in der Praxis unerfüllbar», sagt Leutenegger. Deshalb würden viele Betreiberinnen zu «eingeschüchterten behördlichen Bittstellerinnen». Alle vier Jahre kämen die Beamten mit einer grossen Checkliste auf Besuch, um abzufragen, ob der Hort für die Kinder noch geeignet sei. Erst dann werde eine neue Bewilligung ausgestellt.

Leutenegger spricht von einer «schleichenden Verstaatlichung der Kinderbetreuung». Man wollte die Familien stärken, aber passiert sei das Gegenteil: «Durch die massive Einmischung der Behörden kommt es zu einer Entsolidarisierung der Gesellschaft. Die Freiwilligenarbeit geht kaputt. Familien werden Stück für Stück entmündigt.» Die Stadt Zürich stehe an der Spitze dieser Entwicklung, die mit dem neuen Familienartikel des Bundes aufs gesamte Land übergreifen soll. ○



ARVI SA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch



COS D'ESTOURNEL - ST. ESTEPHE 2009

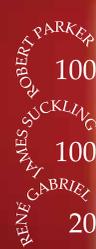
220 PUNKTE: EINER DER BESTEN WEINE DIE JE HERGESTELLT WURDEN!

CHF 388.80 pro Flasche

Robert Parker 100/100 Points: "One of the greatest young wines I have ever tasted, the monumental 2009"

James Suckling 100/100 Points

René Gabriel 20/20 Points



VIP DINNER
Freitag, den 22. März 2013

Cos d'Estournel

Verkostung von 10 verschiedenen Jahrgängen!
The Dolder Grand - Zürich
CHF 750.-

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

Die Sonne schwächelt

Klimaforscher müssen eingestehen, dass sie beim Voraussagen der Temperaturentwicklung daneben lagen. Die Sonne dürfte das Klima stärker beeinflussen als angenommen: Ihre Aktivität deutet nicht auf eine Erwärmung, sondern auf eine Abkühlung hin. *Von Markus Schär*



Hat da einer Erwärmung gesagt? Winter in London.

«Vor zwei Tagen fuhr ich auf dem Velo über den Trafalgar Square und sah Eiszapfen an den Verkehrsampeln», schrieb der Bürgermeister von London, Boris Johnson. «Und obwohl viele Leser einwenden mögen, ich halte einfach die Augen nicht offen, wage ich zu behaupten: So etwas habe ich noch nie gesehen.» Überhaupt kam der 48-jährige höchste Londoner vor einer Woche in seiner Kolumne im *Telegraph* angesichts des strengen britischen Winters ins Sinnieren. «Nach meiner Rechnung ist das der fünfte Winter in Folge, dass wir unübliche Mengen von Schnee haben», stellte er fest. «Und mit unüblichen Mengen meine ich Schnee, wie ich ihn nach meiner Erinnerung in der Kindheit nie erlebte.»

Mit dem Winterwetter geschehe etwas, schloss er daraus, «und es <Erwärmung> zu nennen, würde offensichtlich den Sprachgebrauch strapazieren». Für die Klimaentwicklung

müsse es eine andere Erklärung geben, vor allem die Sonnenaktivität: Wissenschaftler wie der englische Astrophysiker Piers Corbyn, der als Meteorologe auch Wetten auf seine langfristigen Prognosen eingeht, weisen auf die enge Beziehung zwischen der Zahl der Sonnenflecken und der Temperatur auf der Erde hin.

Die Klimapäpste und ihre Missionare in den Medien regen sich über den ketzerischen Laien auf. Sie weisen (zu Recht) darauf hin, dass sich aus Wetterereignissen nicht auf die Klimaentwicklung schliessen lässt – während sie letztes Jahr bei Hitzestau und Wirbelsturm in den USA trompeteten, so sehe die globale Erwärmung aus, obwohl der Klimarat IPCC keinen Zusammenhang sieht. Sie erklären mit einer cleveren Theorie, gerade das Abschmelzen des Arktiseises führe zu den strengen Wintern in Westeuropa – nachdem sie noch

vor zehn Jahren prophezeiten, unsere Kinder würden keinen Schnee mehr sehen. Und sie bestreiten den Zusammenhang zwischen Sonnenflecken und Temperaturentwicklung als nicht wissenschaftlich nachweisbar.

Derweil gestehen die Forscher im Entwurf für den fünften IPCC-Report ein, dass die Temperaturen heute unter allen Werten liegen, die sie mit allen Modellen für alle Szenarien voraussagten, weshalb ihre Theorie als falsifiziert, also wissenschaftlich erledigt gelten müsste. Das britische Met Office als massgeblicher Datenlieferant räumte kürzlich auch ein, der Stillstand der Klimaerwärmung, der trotz des starken CO₂-Ausstosses seit 1997 zu beobachten ist, werde mindestens bis 2017 anhalten. Und eine aktuelle Studie im Auftrag der norwegischen Regierung (die sich natürlich beim Erdölstaat als interessengeleitet denunzieren lässt) stellt aufgrund der Stagnation fest, die Klimaforscher überschätzten das Tempo der Erderwärmung: Sie werde die als kritisch beurteilte Grenze von zwei Grad nicht durchbrechen.

Vor allem erregte Aufsehen, dass mit Boris Johnson ein führender Politiker den angeblichen Konsens der Klimaforscher anzuzweifeln wagte – und dies in Grossbritannien, das seine Wirtschaft mit einer übereifrigen Klimapolitik stranguliert. «Immerhin sehen ihn viele als nächsten Premierminister dieses Landes», schrieb der *Guardian*, das Megafon der Klimaalarmisten. Deshalb müsse man sich mit seinen Thesen auseinandersetzen, so unhaltbar sie auch seien: «Mit solchen Kolumnen signalisiert er den Konservativen auf dem rechten Flügel, die den Klimaskeptizismus aufschlecken, dass er einer von ihnen ist.»

Die Modelle haben kläglich versagt

Polit-Taktik hin oder her: Es brauchte nicht Boris Johnson mit seinen Impressionen vom strengen Winter in London (wo jetzt auch Frühling herrscht), um darauf hinzuweisen, dass wir den Einfluss der Sonne «als unsere Schöpferin und Herrscherin» unterschätzen. Zahlreiche Wissenschaftler untersuchen seit Jahren den Einfluss der Sonnenaktivität auf das Erdklima, mit mindestens so überzeugenden Ergebnissen wie die rechtgläubigen Klimaforscher. Und sie bekamen vor einem Jahr eine gewichtige Stimme: mit Fritz Vahrenholt, dem deutschen Chemieprofessor, Alternativenergiepapst und Grünen der ersten Stunde. «Die kalte Sonne» heisst sein Buch –

und inzwischen auch sein Blog zur Klimaforschung –, in dem er wissenschaftlich begründet, «warum die Klimakatastrophe nicht stattfindet».

«Es steht ausser Frage, dass CO₂, Methan und andere Klimagase einen begrenzten erwärmenden Effekt auf unser Klima ausüben», stellt der Chemiker fest. Diese Gase wirken in der Atmosphäre aufgrund von Rückkopplungseffekten wie ein Treibhaus – wie stark diese Effekte sind, weiss aber niemand, ja es besteht nicht einmal Einigkeit, ob die Rückkopplung verstärkend oder abschwächend wirkt. Immer mehr Studien deuten darauf hin, dass der IPCC den Treibhauseffekt weit überschätzt. Das würde erklären, weshalb seine Modelle beim Voraussagen der Klimaerwärmung so kläglich versagten. Deshalb bietet Fritz Vahrenholt eine andere Erklärung für den Klimawandel an, nämlich die Schwankungen der Sonnenaktivität. Und er hält fest: «Die Sonne wechselt derzeit in eine langanhaltende Phase schwächerer Aktivität, die uns eine jahrzehntelange Abkühlungsperiode bescheren wird.»

Weshalb die Strahlung der Sonne schwankt und wie dies auf die Erde wirkt, können die Astrophysiker noch nicht genau erklären. Die Sonnenflecken, welche die Aktivität der Sonne abbilden, beobachten sie aber schon seit Jahrhunderten. So entdeckte der englische Astro-

nom und Bibelforscher Edward Walter Maunder ab 1873, dass die Sonnenflecken in einem elfjährigen Zyklus erscheinen, und 1893, dass zwischen 1645 und 1715 fast keine Sonnenflecken auftraten. In dieser Epoche, den Astrophysikern heute als Maunder-Minimum bekannt, herrschte in Westeuropa eine kleine Eiszeit. Die Menschen litten unter Missernten und Seuchenzügen – Historiker erklären die Hexenverfolgung damit, dass die Leute in ihrer Verzweiflung Sündenböcke brauchten. Dass Sonnenaktivität und Temperaturentwicklung zusammenhängen, wies auch eine Studie der Universität Mainz und der ETH Zürich im August 2012 nach: Zwischen den Jahren 1780 und 1963 froh der Rhein vierzehnmal zu, und in zehn dieser Kältewinter zeigten sich kaum Sonnenflecken.

Kommt eine kleine Eiszeit?

Es ist deshalb beunruhigend, was die Astrophysiker derzeit beobachten: Die Sonne schwächelt. Schon im Sommer 2011 warnte die American Astronomical Society: «Gegenwärtig ist die Sonne in der Mitte der Periode, die wir als 24. Zyklus bezeichnen, und sie nähert sich dem Maximum der Aktivität. Unsere Beobachtungen zeigen, dass sich die Aktivität im nächsten elfjährigen Zyklus stark abschwächen dürfte. Einige Wissenschaftler fragen sich deshalb bereits, ob dieser Kollaps der

Aktivität zu einem zweiten Maunder-Minimum führen könnte.» Die Voraussagen bestätigen sich jetzt: Die Astrophysiker beobachten nur ein Drittel der im Maximum üblichen Zahl von Sonnenflecken. Am 8. Januar 2013 veröffentlichte der amerikanische National Research Council eine interdisziplinäre Studie zu diesen heissen Fragen. «Wenn die Sonne wirklich in eine unbekannt Phase ihres Zyklus eintritt», hielt sie fest, «dann müssen wir uns weit stärker bemühen, den Zusammenhang zwischen Sonnenaktivität und Erdklima zu verstehen.»

«Natürlich erscheint es immer noch verrückt, von einer neuen kleinen Eiszeit zu sprechen», schrieb Boris Johnson in seiner Kolumne. «Aber nicht so verrückt wie noch vor fünf Jahren: Ich schaue auf die Schneemassen draussen, und ich habe einen offenen Geist.» Der ketzerische Bürgermeister könnte auch vierzig Jahre zurückblenden: Nach einer Abkühlung in den fünfziger und sechziger Jahren, die in der Schweiz zur Seegfrörni von 1963 führte, warnten Wissenschaftler, lautstark unterstützt von den Weltmedien, vor einer Eiszeit – dieselben Leute, die zehn Jahre später die Klimaerwärmung ausriefen.

Exklusiv für Weltwoche-Leser: Die Zusammenfassung des Buches «Die kalte Sonne» von Fritz Vahrenholt und Sebastian Lüning. Diese Woche kostenlos auf www.getAbstract.com/weltwoche.

ACHTUNG PREISRUTSCH!

SUZUKI SENKT DIE PREISE UM BIS ZU Fr. 6 000.-*

MODELLREIHE
BEREITS AB Fr. 9 990.-**



New Splash
1.0 GA
Bisher Fr. 14 990.-
NEU Fr. 12 990.-

New Kizashi
2.4 Sport
Bisher Fr. 37 990.-
NEU Fr. 35 990.-

New Alto
1.0 GA
Bisher Fr. 12 990.-
NEU Fr. 9 990.-

New Swift
1.2 GA
Bisher Fr. 16 990.-
NEU Fr. 14 990.-

New SX4
1.6 GL Top
Bisher Fr. 28 990.-
NEU Fr. 22 990.-

New Grand Vitara
2.4 GL Top
Bisher Fr. 31 990.-
NEU Fr. 28 990.-

New Jimny
1.3 Country
Bisher Fr. 19 990.-
NEU Fr. 17 990.-



SUZUKI MODELLREIHE BEREITS AB Fr. 9 990.- INKL. 3 JAHRE WERKS- UND MOBILITÄTSGARANTIE.**
PROFITIEREN SIE JETZT BEI IHREM OFFIZIELLEN SUZUKI FACHHÄNDLER.



Ihr offizieller Suzuki Fachhändler unterbreitet Ihnen gerne ein auf Ihre Wünsche und Bedürfnisse abgestimmtes Suzuki Hit-Leasing-Angebot. Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlungen, inkl. MwSt.

*New SX4 1.6 GL Top 4x4, Fr. 22 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 6.5l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: E, CO₂-Emission: 149g/km. **New Alto 1.0 GA, Fr. 9 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 4.3l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: B, CO₂-Emission: 99g/km. Bild: New Splash 1.2 GL, Fr. 15 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 5.1l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: C, CO₂-Emission: 118g/km. New Kizashi 2.4 Sport 4x4, Fr. 35 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 7.9l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: F, CO₂-Emission: 183g/km. New Alto 1.0 GL, Fr. 12 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 4.1l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: B, CO₂-Emission: 94g/km. New Swift 1.2 GL Top, 5-türig, Fr. 19 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 4.9l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: C, CO₂-Emission: 113g/km. New SX4 1.6 GL Top 4x4, Fr. 22 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 6.5l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: E, CO₂-Emission: 149g/km. New Grand Vitara 2.4 GL Top 4x4, 5-türig, Fr. 32 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 8.8l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: G, CO₂-Emission: 204g/km. New Jimny 1.3 GL Top 4x4, Fr. 21 990.-, Treibstoff-Normverbrauch: 7.1l/100km, Energieeffizienz-Kategorie: F, CO₂-Emission: 162g/km. Durchschnitt aller Neuwagenmarken und -modelle in der Schweiz: 159g/km. Die Preissenkung variiert je nach Modell von Fr. 2 000.- bis Fr. 6 000.-. Die Preise sind gültig ab 1.1.2013.

Die kompakte Nr. 1



www.suzuki.ch

Dr. Vasellas globale Apotheke

Daniel Vasella war Oberarzt, wurde Manager und formte aus zwei kränkelnden Einzelfirmen einen Weltkonzern. Während andere Fusionen scheiterten, gelang Novartis der Erfolg. Jetzt tritt Vasella ab. Kritiker schimpfen ihn einen «Abzocker». Falsch. Der Katholik war sein Geld wert. *Von René Lüchinger*



«Heilende Therapie»: abtretender Novartis-Chef Vasella.

Das Buch beginnt harmlos. Nach zwölf Zeilen hebt die Spannung an. «Es war Dezember 1995. Judy Orem war 51 Jahre alt und fühlte sich prächtig. Es war zwei Jahre her, seit sie den letzten Check-up gemacht hatte. Sie stellte sich vor, es würde nicht weh tun, wenn sie einen Bluttest machen würde.» Sieben Zeilen später erhält die Protagonistin des Bucheinstiegs ihre Diagnose: «Chronische myeloische Leukämie. Das einzige Wort, das sie hörte, war «Leukämie.»» Jeder Lektor würde dem Autor einen guten Sinn für Dramatik bescheinigen.

Der Schreibende jedoch, der diese Zeilen im Jahre 2003 zu Papier bringt, ist mit fünfzig kein Nachwuchstalent mehr. Schon gar kein Schriftsteller. Sondern ein ehemaliger Arzt und inzwischen CEO und Präsident einer stattlichen Pharmafirma mit 25 Milliarden Dollar Umsatz und damals 78 000 Mitarbeitern. Der Autor heisst Daniel Vasella, ist Chef

von Novartis. Sein in Englisch erschienenes Buch nennt er: «Magic Cancer Bullet». Sein Stilmittel ist nicht die Sprachvirtuosität, die Bestsellerlisten sind nicht das Ziel. Es ist die einfache Geschichte darüber, wie ein Medikament gegen Leukämie erfunden wird. Die Medizin heisst Gleevec, entwickelt und produziert von Novartis. *Novae artes* (lateinisch) heisst so viel wie «neue Fertigkeiten». Der frühere Oberarzt Vasella notiert: «Jeder Arzt, der einem verzweifelten Patienten gegenübersteht, wünscht sich nur das eine: über eine heilende Therapie zu verfügen, über ein Medikament, über ein «magic bullet.»» Mit etwas Pathos, aber ehrlich wird hier ein unternehmerisches Urmotiv beschrieben: Ein Pharma-Unternehmen muss den Menschen helfen.

Das Leben hängt an einem dünnen Faden. Das weiss Daniel Vasella seit frühester Kindheit. Mit acht erkrankt er an tuberkulöser Hirn-

hautentzündung. Mit dreizehn stirbt sein Vater wegen eines Kunstfehlers. Kurz darauf stirbt die ältere Schwester an Lymphdrüsenkrebs, eine weitere durch einen Unfall. Er besucht das katholische Collège St-Michel in Freiburg, und der Katholizismus bleibt wichtig für Vasella, bis heute. Auf der Homepage des Kollegiums steht ein Satz des deutschen Erziehungswissenschaftlers Hartmut von Hentig: «Wenn die Gedanken gross sind, dürfen die Schritte dahin klein sein.» Bei Vasella läuft es anders: Er denkt gross und macht grosse Schritte, auch deshalb, weil er weiss, wie hinfällig und brutal kurz das Leben sein kann.

Klinken putzen in Amerika

Er wird Arzt. Er ist schnell: Mit 31 wird er Oberarzt am Inselspital in Bern, und mit 33 fragt er sich: «War es das?» Bei Sandoz regiert zu dieser Zeit der Patriarch Marc Moret, der als Erster erkennt, dass auf die Basler Chemie unerfreuliche Zeiten zukommen. Die Globalisierung ist im Anzug. Beides wirkt sich für den ungedulden Daniel Vasella karrierefördernd aus. Er ist mit einer Nichte Morets verheiratet, und der Chef schickt ihn nach Amerika – als Pillenverkäufer, der in den Arztpraxen Klinken putzt. An der Harvard-Universität lernt er berufsbegleitend im Schnellverfahren das Handwerk des Managers. Die USA bleiben ein Fixpunkt. In der Schweiz, bei Sandoz, avanciert der Aufstrebende zum Leiter der Pharma-Division – der ehemalige Arzt herrscht nun über die Sandoz-Heilmittel. Als im Jahre 1996 der eiserne Katholik Moret seine mit Sparprogrammen fitgetrimmte Sandoz mit der grösseren, aber schlaff gewordenen *Daig*-Firma Ciba zusammenlegt, ist dies die grösste Firmenheirat, welche die Welt bis dahin gesehen hat.

Aber war es wirklich eine Heirat? Eine Fusion? Oder nicht eher das Gegenteil? Die Zusammenlegung zweier schwächerer Firmen, um mit konzentrierten Kräften den Weltmarkt zu erobern? In den ersten Novartis-Jahren wird Daniel Vasella mit dicken Ordnern mit Powerpoint-Präsentationen gesichtet. Er bespricht sich mit Jack Welch, dem charismatischen Lenker des Mischkonzerns General Electric, dem König der weltweiten Diversifikation. Rat holt er sich auch beim Schweden Percy Barnevik, dem damals noch erfolgreichen Architekten des Industriegiganten ABB. Interessant ist, dass der um eine Generation jüngere Vasella seine Mentoren nicht kopiert, sondern in gewisser Weise übertrumpft: Sandoz und Ciba

werden nicht zum gemeinsamen Ganzen verschmolzen, Vasella meisselt aus dem noch unförmigen Gebilde vielmehr einen harten, stabilen Kern heraus. Firmenteile wie Agrochemie, Ciba-Spezialitätenchemie und Gerber-Babynahrung werden abgetrennt. Vasella verdichtet aufs Wesentliche. Ein neuartiger Pharmakonzern entsteht. Der Chef setzt auf Medikamente und nichts als Medikamente. Während die meisten Fusionen kläglich scheitern, wird das Fusionsprodukt Novartis ein Erfolg – weil es keine Fusion ist.

Im Jahr 2001 bietet ihm der Financier Martin Ebner ein Fünftel der Inhaberaktien von Roche an – Vasella sagt ja: Roche produziert Medikamente zur Behandlung von Krebserkrankungen. Es wäre eine ideale Ergänzung, und eine Verbindung liesse den mit Abstand grössten Pharmakonzern der Welt entstehen. Doch die Oeris auf der anderen Basler Strassenseite verweigern sich Vasellas Werben.

Pharmazie bedeutet Forschung, Forschung und noch einmal Forschung. Auch auf diesem Gebiet modelliert Vasella Neues. Die Idee für einen Campus entsteht bei einem Abendessen im Kunstmuseum Basel. Ihm gegenüber sitzt Vittorio Magnago Lampugnani, Professor für Geschichte des Städtebaus an der ETH Zürich. Der Ingenieur erzählt dem Arzt und Chefmanager, was moderner Städtebau bedeutet: Das bedingte eine langfristige Pla-

nung, einen «open space for open people», einen «Campus des Wissens» – so lautet schliesslich die gemeinsame Wortschöpfung, wie immer bei Novartis, etwas salbungsvoll.

292 Millionen in zehn Jahren

In der Sache aber liegt er richtig. Vasella will offene Kommunikation über die Abteilungen hinweg, architektonische Würfe, das Beste für die Forscher. Und er will es in Basel. Zur Chefsache wird der Novartis-Campus am Rhein; und das alte Hauptgebäude der Sandoz aus den 1940er Jahren wird nicht abgebrochen, sondern «Mittelpunkt des Ganzen», wie der Städtebauer Lampugnani sagt. Nach dem Basler Master-Campus entstehen in Boston und Singapur weitere Zentren.

Letzte Woche gibt Vasella überraschend seinen Rücktritt als VR-Präsident bekannt. 2010 hat er bereits sein Doppelmandat als CEO und Präsident abgegeben, wohl abgeben müssen aufgrund von öffentlichem Druck und auf Wunsch tonangebender Aktionäre. Der Unternehmer Thomas Minder beginnt seine Keulen in Richtung Basel zu schwingen. Wie man aus gutinformierten Quellen hört, hält sich die Freude am blossen Präsidentensessel beim Gestalter Vasella in Grenzen. Seinen Abgang begleiten jetzt kritische Töne. Die Zeitungen werfen ihm die Bezüge vor, vielen Skeptikern, auch solchen, die keine Novartis-Aktien besit-

zen und eigentlich nichts zu sagen hätten, gilt er als Inbegriff des «Abzockers». Die Gewerkschaft Travail Suisse listet genüsslich auf, dass Vasella in den letzten zehn Jahren angeblich 292 Millionen Franken verdient habe. War es zuviel? Die mächtige Sandoz-Stiftung, die grösste Einzelaktionärin, segnete Vasellas Bezüge ab. Man möge sich bei ihr beschweren.

Die Aktionäre freilich hatten gute Gründe. Als Vertreter der Erben sitzt Pierre Landolt seit geraumer Zeit im Verwaltungsrat. Er weiss, dass sich die Gewinne im gleichen Zeitraum auf über 85 Milliarden Dollar summierten – selbst wenn es Jahre gab, in denen Unternehmensverkäufe das Ergebnis aufpolierten. Novartis rentiert gut. Die Aktionäre besitzen heute den zweitgrössten Pharmakonzern der Welt. Einen, der in einem Jahr über neun Milliarden Franken in die Forschung investieren kann und mittlerweile weltweit 127 000 Arbeitnehmer beschäftigt.

Als Katholik, auf makellose Aussenwirkung bedacht, leidet Vasella an der Kritik, aber er versteckt es gut. Eigentlich könnte er gelassen bleiben. Er hat aus zwei kränkelnden Einzel-firmen ein neues, gesundes Unternehmen geformt. Seine Bezüge sind ein Bruchteil der Wertschöpfung. Der Arzt avancierte als Unternehmer zum weltumspannenden Apotheker, der den Kranken wirklich hilft. Die Bilanz ist bemerkenswert. Man wird ihn vermissen. ○

Zwei Standpunkte, zwei Meinungen.



Live in Zürich

Ort: 320WEST (neue Eventlocation), Heinrichstrasse 237, 8005 Zürich

Datum: 4. Februar 2013

Zeit: 18 Uhr bis 18:50 Uhr, Türöffnung 17 Uhr

Eintritt: nur mit Anmeldung unter tickets@radio1.ch (Platzzahl beschränkt)

Live in
Zürich!



Gangster oder Held?

Kim Schmitz alias Kim Dotcom avancierte mit seinem Speicher Megaupload zum Multimillionär. Vor einem Jahr wurde er in seiner Villa spektakulär verhaftet, das US-Justizministerium stellt ihm nach. Wer ist der schwarze Ritter des Web? (Teil 1). Von Charles Graeber

Wählen Sie eine der folgenden Aussagen aus:

A— Kim Dotcom ist kein Pirat. Er ist ein Held. Der Retter meiner Online-Freiheiten. Ein visionärer Unternehmer. Megaupload war ein legitimes Datenspeicherungsunternehmen, das von Hunderten Millionen Privatpersonen sowie Angestellten der Nasa, einem Regionalkommando der US-Streitkräfte und sogar dem FBI benutzt wurde. Die Razzia in Dotcoms Haus in Neuseeland war überrissen und illegal. Hollywood fürchtet sich vor der digitalen Zukunft, und dafür hat ein Unschuldiger dranglauben müssen. Kim ist ein Märtyrer. Doch Kim wird obsiegen. Er ist bereits dabei, dank einem neuen, durch und durch legitimen Geschäftsmodell. Sie würden ihn mögen. Er ist cool.

B— Kim Dotcom ist ein Pirat. Eine grössenwahnsinnige Mischung von Gangsta und Clown. Ein opportunistischer und berechnender Berufsverbrecher. Sein Unternehmen Megaupload gründete er mit dem Vorsatz, dank gestohlenen Filmen, Songs, Videospielen, Büchern und geklauter Software Hunderte Millionen Dollar zu verdienen. Sein neues Unternehmen dient demselben Zweck, doch auf raffiniertere Weise. Und ja, der Typ könnte nicht unangenehmer auftrumpfen. Er wollte eine nette Story über sich, weshalb er den Autor einwickelte, indem er ihm exklusiven Zugang gewährte und sogar ein paar Tränchen hervorquetschte. Doch Kim ist ein Verbrecher. Er weiss, dass er einer ist. Wie jeden Piraten kümmern ihn allein die Freiheiten, die ihm erlauben, sich zu bereichern. Der Rest ist nichts als PR eines soziopathischen Raffzahns.

C— Kim Dotcom ist so reich, dass er arbeiten kann, wann und wo er will. Und das «wo» ist in diesem Fall sein Bett. Das Bett seiner Wahl ist eine Spezialanfertigung der schwedischen Firma Hästens. Seine Herstellung erfordert 160 Arbeitsstunden und ist wie alle von einem Bettenmachermeister signiert, der ein perfektes Gebilde aus Rosshaar, Baumwolle, Flachs und Wolle schafft. Preis inklusive eines eigens dafür angefertigten Bettgestells: 103 000 Dollar. In seiner Villa in Neuseeland hat Kim drei solche Betten. Eines steht gegenüber einer Reihe von Monitoren, Festplattenlaufwerken und Kabelgewirr, flankiert wird es von Lampen, die aussehen wie verchromte Kalaschnikows –

und vielleicht auch welche sind. Das ist Kims Arbeitsbett und dient ihm als Büro. Hierhin kehrte er in den frühen Morgenstunden des 20. Januar 2012 zurück, nachdem er nachts an seinem Musikalbum gearbeitet hatte.

Der Dotcom-Millionär war sieben Stunden lang in den nahegelegenen Roundhead-Studios gewesen, wo er mit dem Songschreiber Mario «Tex» James und mit Printz Board, dem Produzenten der Black Eyed Peas, Beats aufgenommen hatte. Das Studio gehört Neil Finn, dem Frontmann von Crowded House. Gegen halb fünf waren sie fertig geworden, und Kim hatte sich auf den Rücksitz seines Mercedes der S-Klasse gewuchtet, um sich heimfahren zu lassen. Kurz nachdem sie den Parkplatz hinter sich gelassen hatten, bemerkte Kim Scheinwerfer hinter ihnen. «Ich glaube, wir werden verfolgt», sagte er seinem Fahrer.

Im Morgengrauen erreichten sie die Mietvilla. Kims Frau und ihre Kinder schliefen tief in einem anderen Flügel des Palastes. Kim ging hoch in seine Gemächer, duschte, zog wie immer seinen schwarzen Schlafanzug an, nahm sich wie immer eine Flasche Fiji-Wasser aus dem Kühlschrank und machte es sich an den Monitoren vor seinem Arbeitsbett bequem. Dann hörte er das Geräusch.

Leise, bebende Basstöne, die von aussen zu kommen schienen. Kim vermutete, es sei sein Hubschrauber. Um Details kümmerte er sich nicht, dafür hatte er Angestellte. Doch er wusste, dass VIPs aus der Unterhaltungsbranche von L.A. eintreffen sollten, um mit ihm seinen 38. Geburtstag zu feiern. Vielleicht waren sie schon früher eingetroffen, und Roy, sein Pilot, war sie abholen gegangen. Augenblicke später wurde die Hubschraubertheorie bestätigt, als Kalksteinkiesel von der Einfahrt gegen die Fenster prasselten. «Dieser verdammte Roy», man hatte ihm doch gesagt, er solle nicht zu nahe bei der Villa landen! Kims Überlegungen wurden unterbrochen durch ein Krachen, das aus der Nähe kam.

Genauer gesagt: von der anderen Seite seiner Bürotür. Diese bestand aus mehrere Zentimeter dickem Hartholz und war mit starken Metallbolzen gesichert, die ins Mauerwerk um die Tür einrasteten. Kim rappelte sich hoch, während die Tür in ihren Angeln erzitterte: Jemand versuchte, sie einzuschlagen. Jetzt hörte Kim auch Geschrei, Getöse und das Stampfen



«Sie haben mich unterschätzt, Mann»: Internet- von Stiefeln auf der Treppe. Fremde waren in sein Haus eingedrungen.

Jenseits des Ozeans, Stunden vor Beginn der Operation «Takedown» (ungefähr: Operation «Abriss»), hatte das amerikanische Justizministerium (DOJ) ausgewählten Journalisten bereits einige der geplanten Höhepunkte der Razzia verraten. Auch wer sonst nichts weiss über Kim Dotcom und wessen die USA ihn und sein früheres Onlineunternehmen Megaupload beschuldigen – von dieser Razzia hat er vermutlich schon gehört. Sie lief ab wie in einem Hollywood-Blockbuster. Ort der Handlung: Neuseeland. Üppig, grün und weit weg. Es ist für Australien das, was Kanada für die USA ist, Wales in einem Hawaiiemid, ein Xanadu für Hobbits und Emus. Und es ist der Schlupfwinkel des Bösewichts: Kim Dotcom, gebürtiger Name: Kim Schmitz alias Tim Vestor, Kim Tim Jim Vestor, Kimble und Dr. Evil. Ein böser Milliardär wie aus einem Comic, ein



Millionär Kim Schmitz.

vorbesterter Exildeutscher und ehemaliger Hacker. Kim Dotcom wurde präsentiert als überlebensgrosser, böser Mann, grösser noch als seine zwei Meter, schwerer noch als seine mutmasslichen 160 Kilo. Man sah ihn mit Waffen, Jachten und schicken Autos posieren. Man konnte zuschauen, wie er mit seinem Nitrox-betriebenen Mega-Mercedes an Autorallyes teilnahm oder über Golfplätze preschte, Rap-mogul und Pornostars mit Pseudo-Gang-Erkennungszeichen begrüsst und mit 175 Millionen Dollar um sich warf, die er dem Vernehmen nach mit illegalen Dotcom-Aktivitäten ergattert hatte.

Kims «Weltuntergangsknopf»

Sein angeblich fünfzig Petabyte starkes Piratenschiff war Megaupload.com, ein gigantisches Gefährt, das 2010, in seiner besten Zeit, täglich fünfzig Millionen Passagiere hatte, also volle vier Prozent des weltweiten Inter-

netverkehrs. Megaupload war ein kostenloser Speicher für Dateien, die zu gross waren, um sie per E-Mail zu verschicken. Er brachte jährlich geschätzte 25 Millionen Dollar Werbeeinnahmen und weitere 150 Millionen Dollar durch seinen kostenpflichtigen, schnelleren und unbeschränkten Premium-Service.

Das US-Justizministerium ist der Ansicht, das Speichergeschäft sei nur Tarnung gewesen, wie die von der Mafia betriebenen Schweine-metzgereien. Die wahren Geschäfte habe man hintenrum gemacht: Megaupload sei eine gigantische Tauschbörse gewesen für raubkopiertes Material wie Filme, Fernsehsendungen, Musik, Bücher, Videospiele und Software im Gesamtwert von 500 Millionen Dollar. Das FBI war der Ansicht, Kim besitze ein tragbares Gerät, mit dem er weltweit sämtliche Daten auf all seinen Servern löschen und so alle Beweismittel vernichten könne. Es nannte das Gerät Kims «Weltuntergangsknopf».

Die Operation «Takedown» wurde von bewaffneten Mitgliedern einer Spezialtruppe der neuseeländischen Polizei durchgeführt und dabei vom FBI über einen Videolink gesteuert. Beschreibungen der Razzia variierten je nach Quelle, doch die meisten erwähnten die dramatische Landung des Hubschraubers auf dem gewaltigen Rasen der Villa Dotcom und den Kampf der Polizisten gegen das Sicherheitssystem, das eines Mafiabosses würdig war.

Man konnte lesen, die Polizei habe Schweissbrenner gebraucht, um in den Panikraum von Dotcom einzudringen, den man neben einem Koffer voller Bargeld und einer abgesägten Schrotflinte kauern vorgefunden habe. Am selben Tag wurden in acht weiteren Ländern, wo Megaupload Server oder Büros hatte, Razzien durchgeführt.

Hier wurde der Gerechtigkeit auf höchst unterhaltsame Weise Nachachtung verschafft, und obendrauf gab's noch ein Sahnehäubchen

Dotcom schlägt zurück

Mit seiner neuen Daten-Plattform Mega wirft Kim Dotcom der US-Justiz und Hollywood den Fehdehandschuh hin.



Kampfansage: «Mega»-Präsentation.

Helikopter knattern über einer Prunkvilla in Neuseeland, maskierte Gestalten stürmen aufs Gelände, Tänzerinnen in knapper Fantasieuniform treten auf. Mitten im Partypulk steht ein 150-Kilo-Hüne als Zeremonienmeister und verkündet: «Mega wird riesig, nichts wird Mega aufhalten.»

Kim Dotcoms Eröffnungs-Show für den neuen Online-Speicher Mega am 20. Januar war eine Kampfansage an seine Verfolger: die Filmindustrie und die US-Justiz. Genau ein Jahr zuvor hatte ein Spezialkommando Dotcoms Anwesen gestürmt und den schillernden Internet-Zampano verhaftet. US-Behörden werfen ihm vor, er habe mit seiner Plattform Megaupload massenhafte Urheberrechtsverletzungen begangen.

Delikate Sicherheitslecks

Nun ist er wieder da – grösser denn je. Mega (www.mega.co.nz) ist wie sein Vorgänger Megaupload ein Speicherdienst. Neu verspricht Dotcom jedem Nutzer fünfzig Gigabyte Online-Speicherplatz umsonst – zehnmal mehr als die Konkurrenten Google und Dropbox. Privatfotos und -dokumente lassen sich auf Mega ebenso speichern und austauschen wie kopiergeschützte Hollywood-Blockbuster, Musikalben oder Pornografie.

Kim will gar nicht erst wissen, wofür die Nutzer seinen Speicher verwenden, deswegen stellt er ein spezielles Upload-Tool zur

Verfügung. Dieses verschlüsselt die Dateien automatisch vor dem Übertragen auf die Server. So könne er strafrechtlich nicht belangt werden, sagt er. «Die Post ist ja auch nicht verantwortlich für das, was in den Briefen ist, die sie befördert.»

Zum Thema Sicherheit wurden allerdings in den letzten Tagen Bedenken geäussert. Wenn man sein Passwort vergesse, verliere man den Zugriff auf all seine Dateien, lautet eine Kritik. Auch die Geschäftsbedingungen von Mega seien diffus. So werden IP-Adressen der Besucher gespeichert, wie lange, wird nicht erwähnt. Ebenfalls gespeichert werden Kommunikations-Logs, Verkehrs- und Seitennutzungsdaten. Die Informationen verwendet Mega für Werbung sowie für «Markt- und Produktforschung». Die könnten nur an «autorisierte Wiederverkäufer und Diensteanbieter» weitergegeben werden. Was dies genau heisst, ist unklar.

Die Sicherheitslecks sind umso delikater, als dass Dotcom just im Bereich Verschlüsselung massiv ausbauen will. «Mein Ziel ist es, in den nächsten fünf Jahren die Hälfte des Internets zu verschlüsseln», sagte der Unternehmer in einem Interview. Verschlüsselung sei deshalb so wichtig, weil die US-Regierung sämtlichen Internetverkehr in riesigen Datenzentren aufzeichne. Niemand sei vor ihren Blicken sicher.

In einem Rundumschlag gegen die US-Regierung sagte Dotcom: «Wir sind der Vision von George Orwell schon sehr nahe, und ich glaube, das ist der falsche Weg.» Er wähnt Hollywood unter einer Decke mit Barack Obama. Dem US-Präsidenten wirft er vor, seine Verhaftung vor einem Jahr als relevanten Anreiz für Spendengelder zugunsten der Wiederwahlkampagne instrumentalisiert zu haben.

Mit Mega hat Dotcom der US-Justiz und Hollywood den Fehdehandschuh hingeworfen. Noch wissen Filmstudios und Plattenfirmen nicht, wie dem neuen Dienst beizukommen ist. Wahrscheinlich sei die Kundschaft gerade deshalb begeistert, vermuten Internetexperten. 1,6 Millionen Nutzer sollen sich in der ersten Betriebswoche angemeldet und 23 Millionen Files hochgeladen haben. Euphorisiert, machte Dotcom der Unterhaltungsindustrie generös einen Vorschlag: Sie dürften, sagte er, ihn selbstverständlich als Berater engagieren.

Urs Gehrig

Schadenfreude: Da wurde ein fetter, reicher Bösewicht in die Knie gezwungen, ein prahlender Piratenkönig zu Fall gebracht. Er wurde ins Gefängnis gesteckt, sein Beutegut wurde beschlagnahmt, sein Unternehmen zerschellte auf den Klippen der Gesetze gegen kriminelle Geschäfte. Lief alles nach Plan, würden Kim Dotcom und seine sechs Generäle an die USA ausgeliefert, in Virginia vor Gericht gestellt und müsste sich jeder auf bis zu 55 Jahre Gefängnis gefasst machen. Die Botschaft des Ganzen war: Wenn ihm das passieren kann, dann kann es jedem passieren. Der Gerechtigkeit ward Genüge getan. *The End.* Abspann. Ja, es war eine tolle Geschichte.

Sie hatte bloss einen Haken: Sie stimmte nicht wirklich.

Wie es wirklich war

Ein grauer Julitag 2012. Kim Dotcoms Sicherheitschef wartet auf mich im Flughafen von Auckland. Wayne Tempero sticht heraus aus der Menge von Limousinenchauffeuren und Familien mit Polyesterfolienballonen: ein todernster Neuseeländer mit rasiertem Schädel, hohlen Wangen, ein tätowiertes Muskelpaket in einem engen schwarzen Kapuzenshirt. Seine Spezialität ist Nahkampf, und er sieht aus wie ein sehr netter Mann, der sehr gut mit einem Messer umgehen kann.

Das Auto steht draussen. Nicht der Lamborghini oder einer der drei Mercedes CLK DTM mit den nachträglich eingebauten extrabreiten Sitzen – die hat alle die Polizei beschlagnahmt. Das hier ist ein schwarzer Mercedes G55 AMG Kompressor mit dem Kennzeichen «Kimcom». «Ich glaube, ich bin auf dem Weg hierher beschattet worden», sagt Tempero. Und auch wenn das FBI und die neuseeländische Polizei dies anfänglich bestritten haben, nehmen in Kims Gefolge alle an, dass ihr Leben und all ihre Verbindungen zur Aussenwelt monatelang überwacht worden sind und weiterhin überwacht werden. Tempero ist derjenige, der seit der Razzia des Waffenbesitzes beschuldigt wird – die Schrotflinten waren auf seinen Namen registriert –, und er will keine zusätzlichen Scherereien mit der Polizei. «Kann schon sein, dass wir alle in letzter Zeit ein bisschen paranoid geworden sind», grinst er und beschleunigt bis zur erlaubten Höchstgeschwindigkeit.

Die Dotcom-Villa ist unübersehbar, nicht zuletzt, weil auf dem Pförtnerhaus in riesigen verchromten Buchstaben, die von hinten blau angestrahlt werden, «Dotcom Mansion» steht. Sie gilt als Neuseelands teuerstes Privathaus und liegt im üppigen Grün der Hügel um die Stadt Coatesville. Die mit Kalksteinkieseln bestreute Einfahrt führt hinauf zu einem 24-Millionen-Dollar-Vorstadtschloss mit Teichen, Tennisplatz, diversen Schwimmbecken, einem mehrstufigen Springbrunnen und einem Buchsbaum-Labyrinth. Die 24 Quadrat-



Operation «Takedown»: Dotcoms Anwesen in Neuseeland.

kilometer Rasen darum herum sind makellos gepflegt, obschon er extrem steil ansteigt.

Bis vor wenigen Monaten durfte Kim nicht in seiner Villa wohnen. Nach einem Monat Gefängnis standen er und seine Familie unter Hausarrest in ihrem Gästehaus, einem Gefängnis mit schwarzen Lackmöbeln, schwarzen Lederpolstern, schwarzen Versace-Tischen und wandgrossen LCD-Flachbildschirmen. Hier werde auch ich vorübergehend festgehalten. Die Wände sind geschmückt mit plakatgrossen Fotos von Kim und seiner schönen 24-jährigen Frau Mona, doch vor allem von Kim: Kim vor einem Hubschrauber, Kim auf einer Luxusjacht, Kim vor einem Schloss mit einer Schrotflinte in der einen und einer schlaffen Ente in der anderen Hand, Kim auf einer Bergspitze, fernhin in die Zukunft blickend. Die ikonische Figur Dotcom ist hier allgegenwärtig, doch die meisten der 53 Angestellten, die einst das Anwesen in Schuss gehalten hatten, sind zusammen mit dem beschlagnahmten Vermögen verschwunden.

Draussen sind keine Menschen zu sehen und gibt es auch nichts zu unternehmen: Es ist kalt und grau, Winter in der südlichen Hemisphäre. An den Zäunen um das Grundstück wird man vor tödlichen Stromschlägen gewarnt. Überwachungskameras auf Dächern und in den Bäumen schicken ihre Bilder auf Monitore in den Wachhäusern, wo sie von den wenigen noch übriggebliebenen Wächtern betrachtet werden. Da ich befürchte, vom FBI von Neuseelands Terrorbekämpfungseinheiten oder dem zum Millionär gewordenen ehemaligen Hacker selbst überwacht zu werden, wage ich weder, mich in Kims drahtloses Netzwerk einzuloggen noch zu telefonieren. Ich komme mir vor, als sei ich von einem Bond-Bösewicht entführt worden und werde nun als sein «Gast»

festgehalten. Einem Bond-Bösewicht, der gerade sein Schläfchen hält. Tempero hat mir erzählt, der Boss sei kurz vor meiner Ankunft im Morgengrauen schlafen gegangen. Keiner weiss, wann er aufstehen wird.

Kim umgibt sich gern mit Luxus, doch das höchste aller Güter ist für ihn purer, tiefer Schlaf. Er steht nun mal nicht gern jeden Morgen auf, so wenig, wie er abends gern ins Bett geht – tja, und er muss es ja auch nicht. Ob die Sonne auf- oder untergeht, was soll's? Eine Uhr ist nichts als ein Kreis mit Zahlen drin, duodezimaler Blödsinn. Eine Schuldgefühlmaschine, ein Metronom für das Alltagsleben alltäglicher Menschen. Doch irgendwo auf der Welt ist es immer dunkel. Und in der Dotcom Mansion ist es immer Nacht. Schwarze Riesenvorhänge verhindern, dass Licht hereinkommt, dicke Steinmauern verhindern, dass ein Geräusch hereindringt. In seinem Schlafgemach gibt es keine Elektronik, nichts, was brummen oder piepsen könnte, blinkt keine LED, summt kein Ventilator oder Kondensator. Für Schlaf der höchsten Qualität, für epikureischen Luxusschlummer ist totale Stille erforderlich, und die wird durchgesetzt.

Die Gärtner mähen nicht, die Putzleute putzen nicht. Die Köche hacken und schneiden in anderen Flügeln des Anwesens, die Nannys kümmern sich in einem anderen Haus um die Kinder. Wenn Kim schläft, hält sein Haus den Atem an.

Wenn Kim schläft, dann fliegt er. Dann schwitzt er nicht, hat keine gesundheitlichen Probleme, keine kaputten Knie oder Rückenschmerzen. Dann steht er weder vor Gericht, noch muss er um Anerkennung kämpfen. Dann ist er kein Junge, der sich davor fürchtet, dass sein Vater nach Hause kommt, oder noch

mehr davor, dass er nicht wiederkommt. Dann wird er auch nicht ausgeliefert in Länder, wo die Gefängniswärter mit einem Lichtschalter über Tag und Nacht entscheiden. Wenn Kim schläft, ist er frei.

«In der Regel beobachte ich einfach sein Twitter-Konto», sagt Tempero. «Nur so kann man wissen, wann der Boss wach ist.»

Am späten Nachmittag beginnen Kims Tweets. Er twittert viel in letzter Zeit, berichtet vom Stand der kommenden Gerichtsverhandlung, macht Werbung für seine neue Pop-Single – «Precious», ein eingängiges Duett mit seiner Frau – und für ein Musikvideo mit Amateuraufnahmen der fünf Dotcom-Kinder inklusive Bildern von der Geburt der neuen Zwillinge vor fünf Monaten. In anderen Botschaften geht es um Julian Assange, Internetfreiheiten oder die Tyrannei des FBI. Wenige Minuten später steht Tempero bei mir vor der Tür. Der Boss ist aufgestanden.

Das Treffen mit Kim

Als ich Kim treffe, sitzt er am Steuer seines Golfwagens und trägt seine übliche Uniform: schwarze Weste über einem durchsichtigen schwarzen Hemd, dreiviertellange Hose, schwarzer Schal und eine Baseballmütze aus schwerem schwarzem Leder. Er ist korpulent und nimmt den grössten Teil des Vordersitzes ein. Trotz seiner blaugetönten Cartier-Sonnenbrille kneift er im Sonnenlicht die Augen zusammen. Als er mich erblickt, fährt er auf mich zu und begrüsst mich Faust gegen Faust.

«Wow, du siehst ja aus wie ein Wikinger», sagt er, wohl weil ich gross und blond bin wie er. Sein Englisch ist präzise mit einem deutsch-finnischen Akzent. «Cool!» Dann braust er los auf seinem Golfwagen, den man frisiert hat, damit er schneller als 30 km/h fährt.

Ich folge dem Kalksteinpfad hinauf zu Kims Lieblingshügel, wo er ein paar Minuten kostbare Wintersonne tanken kann.

«Wir werden das Auslieferungsverfahren gewinnen», sagt Kim. «Doch was haben wir davon?» Denn dann sässen sie nach wie vor in Neuseeland fest oder wären in jedem Land gefährdet, das mit den USA ein Auslieferungsabkommen hat. Wirklich bringen würde es nur etwas, wenn Kim sich einem Gericht in den USA stellte und das Verfahren gewänne. Doch bisher hat das Justizministerium ihm nicht erlaubt, auf das blockierte Megaupload-Vermögen zuzugreifen, um in die USA zu reisen und sich dort Anwälte zu nehmen. Dotcom und seine Geschäftspartner haben ein dahingehendes Gesuch gestellt, und in der Zwischenzeit schießt Tony TK, ein neuseeländischer Geschäftsmann, Kim das Geld für den Unterhalt vor. Die Anwaltskosten betragen jetzt schon Millionen von Dollar und wachsen stetig.

Zum Zeitpunkt meines Besuchs hat Kim berechnete Hoffnungen, dass seine Wahlheimat ihn in der Sache unterstützen wird. In ein paar

Tagen wird er vor Gericht stehen und den Staatsanwälten die Unverhältnismässigkeit der Razzia zum Vorwurf machen. Das ist zwar nur eine Nebensache, doch eine Nebensache, die über sein Schicksal entscheiden könnte.

Die Neuseeländer erinnern sich noch immer mit Stolz daran, wie ihre Regierung amerikanischen Atom-U-Booten verboten hatte, neuseeländische Häfen zu benutzen. Kim ist zwar kein Neuseeländer, aber viele Einheimische haben die vom FBI angestiftete Razzia geradezu persönlich genommen, als eine Art amerikanische Invasion im Stil der Fernsehserie «Cops».

«Ein Genie, so wie Einstein»

In den letzten Wochen haben hohe neuseeländische Richter dem DOJ die Stirn geboten und erklärt, der Haussuchungsbefehl gegen Kim und die vom FBI angeleitete Beschlagnahme seiner persönlichen Festplattenlaufwerke seien illegal gewesen. Es steht viel auf dem Spiel: bis zu 55 Jahre Gefängnis wegen angeblicher Verbrechen wie Verabredung zur Verletzung des Urheberrechts, Geldwäscherei und krimineller Machenschaften. «Die behandeln uns, als seien wir die Mafia, Mann!», sagt Kim. «Das ist nur deshalb so, weil sie uns bloss wegen Urheberrechtsverletzung nicht an die USA ausliefern können. Wenn sie aber so tun, als seien wir eine internationale kriminelle Vereinigung, dann können sie das.»

Mit «wir» meint Kim sich und seine sechs Mitangeklagten, seine Partner bei Megaupload. Andrus Nomm, wohnhaft in der Türkei und in Estland, wurde in den Niederlanden verhaftet, Sven Echternach flüchtete in seine Heimat Deutschland (das Bürger nicht ausliefert), und der Slowake Julius Bencko ist auf freiem Fuss. Die anderen drei wurden zusammen mit Kim in Neuseeland geschnappt. Zwei treffen jetzt in Golfwagen auf Kims Hügel ein, junge Männer, die Oxford-Hemden über ihren Jeans tragen.

Zuerst Bram van der Kolk, der für die Programmierung der Websites zuständig war und mit seinen dreissig Jahren ein bisschen wie Matt Damon aussieht. Dann Finn Batato, der Marketingchef von Megaupload. Er ist halb Palästinenser, halb Deutscher, 39, aus München, ein entspannter Kettenraucher und Playboy mit einer Vorliebe für Wein und Uhren. Zu guter Letzt kommt noch Mathias Ortmann auf einem geländegängigen Segway den Hügel heraufgerollt. Er ist der Cheftechniker, Mitbegründer und Leiter von Megaupload, er ist für Kim das, was Spock für Captain Kirk ist, und besitzt 23 Prozent der Anteile an Megaupload, Kim deren 68. Ortmann ist ein vierzig Jahre alter ehemaliger Hacker und sieht auch so aus: Er ist dünn, trägt ein dunkles Shirt mit V-Ausschnitt und eine viereckige Brille.

«Ich sage dir, er ist ein Genie», sagt Batato und steckt sich eine Zigarette an. «Nicht weil er vier Sprachen spricht, nein, ein Genie, so wie Einstein.»

Ortmann blickt von seinem iPhone auf und blinzelt.

«Komm schon, Mathias, das musst du doch zugeben.»

Ortmann blickt wieder auf den Bildschirm und bereitet einen Skype-Anruf an seine Freundin in Deutschland vor.

«Sei so gut und sag der Welt, dass das hier normale Leute sind», bittet mich Batato. Sonst wäre er zu dieser Jahreszeit in Südfrankreich und würde dort «Opus One» trinken. Jetzt sitzt er hier fest, muss sich auf Gefängnis gefasst machen und sich Geld leihen von seinen neuen Mitbewohnern, van der Kolks Familie. Er macht sich Sorgen, die Leute in der Heimat könnten ihn für eine Art Gangster halten.

«Ich meine, du brauchst uns doch nur anzuschauen», sagt van der Kolk. Er ist kein mafioser Raubkopierer. Er ist ein Programmierer, ein Nerd mit einem philippinischen Exmodel als Frau und einem dreijährigen Sohn. «Das ist Blödsinn. Die haben gedacht, uns könne man gut drankriegen wegen unseres Lebensstils. Aber wenn wir mit Autokennzeichen rumfahren, auf denen «Mafia» steht und so Zeug – das ist einfach unsere Art von Humor.»

In der Ferne taucht noch ein Golfwagen auf. Es ist Tempero. Er kommt den steilen Hügel hochgefahren und gibt Kim eine neue Flasche Fiji-Wasser.

«Alles gut, Boss?»

«Ja», sagt Kim und schraubt den Deckel von der Flasche. Die Männer schauen ihm zu, während die Sonne untergeht, das Ende eines weiteren Tags, den sie in diesem Inselparadies verbringen wie Napoleon einst im Exil auf Elba.

Wie ihr weiteres Schicksal aussieht, ist die Sache von Rechtsanwältinnen und Kim selbst. Zwar gibt es eine Handvoll E-Mails, die das DOJ gegen sie ins Feld führt und die tatsächlich belastend wirken, doch letztlich sind sie wegen Kim hier. Er hat sich schon mit Bill Gates verglichen, mit Steve Jobs, Julian Assange und Martin Luther King Jr. Er war der Visionär der Gruppe. Nun muss er sich einen Ausweg für sie ausdenken. Er hat einen Plan.

Und etwas in der Mache, was noch grösser, noch megamässiger als Megaupload sein wird. Eine technische Errungenschaft, an die keiner herankommt. Kim sagt, sie werde ihnen nicht nur ihr Geld zurückbringen, sondern die Welt verändern. Sie würden das Justizministerium besiegen, es fertigmachen. Und dann, verspricht Kim, werden sie sich rächen.

Im Winter geht die Sonne früh unter. Die Männer fahren in einer Kolonne hügelabwärts und suchen Zuflucht in Kims warmer Küche, die so gross wie ein Haus ist und in der sich ein fünf Meter langes Salzwasseraquarium befindet. Eine philippinische Hausangestellte bringt Kim einen frischen Waschlappen und Wasser. Batato zieht sich wie gewohnt auf die hintere Veranda zurück, um zu rauchen und zu brüten. Die übrigen Männer blicken stumm

auf ihre iPhones und studieren Nachrichtenblogs, in der Hoffnung, Neues über ihre Aussichten zu erfahren.

In den Nachrichten ist in letzter Zeit öfter die Rede von Geld gewesen, das Dotcom einem neuseeländischen Parlamentarier namens John Banks gespendet hatte – er war die entscheidende Stimme, als es um die Wahl des Premierministers ging. In die Enge getrieben, bestand Banks darauf, sich weder an die Quelle der Spende zu erinnern noch an den Flug in Kims Hubschrauber, noch an anderes, was ihm zur Last gelegt wurde. Zu diesem Zeitpunkt kann sich niemand in Neuseeland vorstellen, dass zwei Monate später Kim Dotcom einen medienträchtigen Auftritt vor dem neuseeländischen Parlament haben oder verantwortlich sein wird für das neuseeländische Gegenstück zu Watergate. Doch bereits haben manche Stimmen Banks' Rücktritt verlangt, und die politische Spannung steigt.

«Was meinst du, Mathias?», fragt Kim. «Soll ich zum Thema Spenden ein Interview geben?»

«Hast du bisher die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit gesagt?»

«Ja.»

«Na, dann mal los», sagt Mathias. «Ich halte das aber für eine Nebensache.»

«Schon, aber es könnte doch interessant sein, nicht?»

«Was, eine Regierung stürzen?»

«Ja.»

«Konzentrieren wir uns lieber darauf, die grössere zu stürzen.»

Damit meint er natürlich die amerikanische. Kim und seine Geschäftspartner sind überzeugt, dass die Obama-Regierung ihr Unternehmen nicht aus rechtlichen, sondern aus politischen Gründen ins Visier genommen hat.

Social Media sind für Kim etwas Neues, doch er hat auf Twitter schon über 190 000 Follower, und auf Facebook hatte er schon nach wenigen Tagen das Limit von 5000 Freunden erreicht. «Es ist doof», sagt er, «das Interface ist eine Katastrophe. Ich werde bombardiert mit Neuigkeiten von Leuten, die ich gar nicht kenne – warum lässt man sich so was bieten?»

Kim wirbt aber auch bei realen Freunden um Unterstützung, lädt überraschte Bewunderer zu «Schwimm bei Kim»-Veranstaltungen in seinem Swimmingpool ein und hat vor zwei Wochen Apple-Mitbegründer Steve Wozniak zu einer «Electronic Freedom»-Solidaritätsshow eingeladen. Er versucht, den Konflikt umzudefinieren: Bei diesem gehe es nicht um das DOJ gegen Dotcom, sondern um Hollywood gegen Silicon Valley.

Kim sagt, die wahre Ursache des Konflikts sei, dass man das Internet nicht begriffen habe. Er habe nichts weiter getan, als im virtuellen Raum ein Festplattenlaufwerk zu betreiben. Ohne Zweifel war Megaupload ein bedeutender legaler Cyberlocker, also ein zentraler Datenspeicher, der von Millionen Menschen



Irgendwo auf der Welt ist es immer dunkel: Dotcom in seiner Villa.

benutzt wurde. Auf den Server-Logs finden sich Adressen von Firmen, die bei *Fortune* auf der 500er-Liste stehen, und von Regierungen aus aller Welt. Es ist aber auch klar, dass Megaupload eine von vielen Internetseiten war, die Material lagerten, das gegen das Urheberrecht verstieß, und davon profitierten. Nun stellt sich einfach die Frage: Sind Kim und Co. im strafrechtlichen Sinn verantwortlich für diese Doppelnutzung oder nicht?

Willkommen in der Grauzone

1998 unterzeichnete Präsident Clinton das Gesetz, welches das Verhältnis von Urhebern und Internetanbietern regeln sollte. Die Digital Millennium Copyright Act (DMCA) gesteht den Anbietern «safe harbor» (zu Deutsch: «sicheren Hafen») zu, schützt sie also vor der Haftung, sofern sie nicht mit Bestimmtheit wissen, dass bei ihnen Material gespeichert wird, das gegen Urheberrecht verstößt, und solange sie solches Material «zügig» entfernen, wenn sie dazu aufgefordert werden.

Zur Zerreißprobe für dieses Gesetz kam es im Juni 2010, als ein amerikanisches Bezirksgericht entschied, dass Youtube durch «safe harbor» geschützt sei gegen eine Milliardenklage von Viacom: Es wäre von den Google-Angestellten zu viel verlangt, wenn sie bei jedem

Ausschnitt, beispielsweise aus der Sendung «Jersey Shore», überprüfen müssten, ob dieser ohne Genehmigung geladen worden sei.

Die DMCA sollte in den Grauzonen des Internetrechts für Klarheit sorgen. Doch indem es das Nichtbescheidwissen eines Anbieters über sein Geschäft zu seiner einzigen Verteidigungsmöglichkeit machte, schuf das Gesetz nur neue Grauzonen und änderte nichts an der Tatsache, dass mit Raubkopien Unmengen Geld verdient wurden. Noch gab es keine Lösung des Problems, wie man Daten so speichern könnte, dass gleichzeitig Vertraulichkeit und Legalität gewährleistet würden. Die Gesetzgeber haben 2011 versucht, die Sache mit den Sopa/Pipa-Massnahmen gegen das Raubkopieren zu regeln, doch Millionen Befürworter von Internetfreiheit haben diese Gesetze niedergeschrien, und am 20. Januar 2012 wurden sie zu Grabe getragen. Zur gleichen Zeit erfolgte die Razzia gegen Kim Dotcom.

«Die USA haben der Welt gezeigt, dass sie keine Sopa oder eine Gerichtsverhandlung brauchen, um das Web zu kontrollieren», sagt Kim. «Sie haben es mit Waffengewalt getan.»

Das DOJ ist der Ansicht, die Anbieter von Megaupload hätten sehr wohl gewusst, dass bei ihnen raubkopiertes Material gespeichert werde. Die Anklage lautet deshalb, sie hätten

persönlich zu diesem Tatbestand beigetragen und ihn gefördert durch ein Anreizprogramm, in dem für das Laden populären Materials Geld geboten wurde; bei Aufforderungen, Material zu löschen, seien sie sehr langsam und selektiv vorgegangen: Inkriminiertes Material gelöscht und das Anreizprogramm aufgegeben hätten sie erst, als dieses auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit war.

Dem entgegen die Megaupload-Anbieter, es wäre ein Ding der Unmöglichkeit und eine Verletzung der Privatsphäre ihrer Benutzer, die Milliarden von Dateien auf ihrem Datenspeicher zu kontrollieren; sie hätten den Aufforderungen, Material zu löschen, nach bestem Wissen und Gewissen Folge geleistet, ihr Anreizprogramm gestoppt, sowie sie gemerkt hätten, dass es Probleme schaffe; und sie beanspruchen aufgrund der DMCA das gleiche Anrecht auf «safe harbor», wie es Youtube zugestanden worden ist.

Im Gegensatz zum Fall Viacom gegen Youtube ist die Anklage, die gegen Megaupload erhoben wird, aber nicht zivilrechtlicher, sondern strafrechtlicher Art. Die Beteiligten werden nicht auf Schadenersatz verklagt, sondern ihnen droht Gefängnis. Nicht zum ersten Mal sieht sich Kim in ein Strafverfahren verwickelt, für das es aufgrund technischer Neuerungen keine Präzedenzfälle gibt. Gilt «safe harbor» auch bei einem Strafverfahren? Es ist nicht einmal klar, ob Urheberrechtsverletzung aus zweiter Hand unter das Strafrecht fällt. Willkommen in der grauesten Grauzone des Internets.

Von zentraler Bedeutung für die Anklage ist der Begriff der Vorsätzlichkeit. Es geht um die Frage, ob die Jungs von Megaupload sich bewusst waren, dass sie Verbrechen begingen. Aus diesem Grund geht es im Wesentlichen um die Figur Kim Dotcom.

Dotcom, bekannt dafür, am Rand des technisch Möglichen und gesetzlich Erlaubten zu arbeiten, ist in Deutschland mehrmals verurteilt worden und hat den Ruf, ein böser Bube zu sein. «Die haben sich wohl gesagt: «Der Typ spinnt und ist illegal, wenn wir da mal nachschauen, werden wir jede Menge Sauereien finden»», sagt Kim. «Die haben gedacht, mich könne man leicht erwischen, ich sei eine Witzfigur. Doch sie haben mich unterschätzt, Mann. Was die von mir erzählen, ist zehn Jahre her. Die hatten keine Ahnung, dass ich der reinste Saubermann bin.»

Dotcom wischt sich den Schweiß von der Stirn und faltet den Waschlappen zusammen. «Das ist ja das Komische an der Sache», sagt er. «Alle glauben, sie würden mich kennen. Aber tatsächlich kennt mich keiner.»

Aus dem Amerikanischen von **Thomas Bodmer**

Den zweiten und letzten Teil lesen Sie nächste Woche.

Millionen für einen Westen-Hasser

Das Schweizer Aussendepartement will der Demokratie in Ägypten mit viel Geld auf die Beine helfen. Ist Mohammed Mursi wirklich der richtige Mann für solche Geschenke? *Von Pierre Heumann*



«Gezielte fachliche Unterstützung» aus Bern: ägyptischer Präsident Mursi (l.).

Pro Jahr 30 Millionen Franken: Diese Summe wird die Schweiz bis 2016 nach Ägypten überweisen. Die Aussenpolitiker haben Grosses vor: Das Kooperationsabkommen soll Mohammed Mursi helfen, einen «rechenschaftspflichtigen und transparenten Staat aufzubauen», heisst es in der Antwort des EDA auf eine Anfrage der *Weltwoche*. Konkret unterstützt werden Projekte zur Stärkung der Wahlkommission, zur Schaffung von Arbeitsplätzen und neue Kläranlagen.

Dabei fragt sich: Wer soll das Geld erhalten? Mursi, der Demokrat? Mursi, der Diktator? Mursi, der Islamist? Oder Mursis heute noch unbekannter Nachfolger?

Die Politik Mursis hat sich bisher als dermassen verhängnisvoll erwiesen, dass dem Land eine anhaltende Instabilität droht. Der Staatschef spaltet die ägyptische Nation. Statt sich um die Verbesserung der Lebensqualität in Ägypten zu kümmern, bemüht sich Mursi um die Konsolidierung seiner Macht. Völlig undemokratisch hat er sie mit Dekreten ausgebaut und sich praktisch über das Gesetz gestellt. Weil kein formales demokratisches Forum existiert, wird die Strasse zum blutigen Austragungsort politischer Kämpfe. Meinungs- und Pressefreiheit werden von Mursi eingeschränkt.

Zurück nach Bern: Einen Monat, bevor das 30 Millionen schwere Kooperationsabkommen

unterschrieben wurde, hatte die Bundesanwaltschaft die Stabilität der ägyptischen Regierung skeptisch beurteilt. Die eingefrorenen Gelder des gestürzten ägyptischen Regimes von Hosni Mubarak sollen deshalb bis auf weiteres nicht rückerstattet werden. Wegen der politisch unsicheren Lage wurde der Vollzug der entsprechenden Rechtsbegehren aus Kairo ausgesetzt. Die Schweizer Aussenpolitik will Mursi jetzt dabei helfen, Mubaraks Gelder zurückzuholen. Die Direktion für Völkerrecht und die politische Direktion des EDA werden den Ägyptern dazu «gezielte fachliche Unterstützung» geben. Das EDA zeigt also den Ägyptern, wie sie den Entscheid der Bundesanwaltschaft umgehen können. Mit Geldern aus Bern.

Hilfe wird als Bedrohung aufgefasst

Das Aussendepartement geht davon aus, dass die neuen Herrscher demokratische Verhältnisse anstreben. Doch Geschenke aus dem Westen werden im Orient schnell einmal als unerwünschte Einmischung in die eigenen Angelegenheiten verstanden.

Diese bekannte Mentalität hatte für viele Stiftungen, die den Ägyptern helfen wollen, bereits äusserst unangenehme Folgen. Ende 2011 durchsuchten ägyptische Sicherheitskräfte die Büros von Nichtregierungsorganisationen. Die damalige Ministerin für Internationale Zusammenarbeit, Faisa Abu al-Naga, war

froh, dass die Regierung endlich «ausländische Pläne aufdeckte, die die Sicherheit des Landes bedrohen». Die Angst vor dem angeblichen Einfluss des Westens hinderte die Ministerin jedoch nicht daran, vom Ausland Entwicklungshilfe in der Höhe von mehreren Milliarden Dollar zu erwarten.

Zu einer Razzia war es Ende 2011 zum Beispiel bei der ägyptischen Niederlassung der Konrad-Adenauer-Stiftung gekommen. Bewaffnete Sicherheitskräfte beschlagnahmten Dokumente und Computer. Damals war Mursi zwar noch nicht im Amt, aber Spitzenmitglieder der Muslimbrüder, zu denen auch Mursi gehörte, unterstützten das Vorgehen gegen die Stiftungen ausdrücklich.

«Wer ist unser Feind?»

Auch jetzt, nachdem Mursi im Präsidentenpalast Einzug gehalten hat, sind die Büros der Stiftung weiterhin geschlossen. Weder die Dokumente noch die Rechner wurden zurückgegeben. Im März wird zwei Mitarbeitern der Prozess gemacht unter dem Vorwurf, dass sie Büros illegal gegründet und mit illegalen Geldern Projekte finanziert hätten. Die Stiftung, in deren Vorstand auch Bundeskanzlerin Angela Merkel sitzt, bezeichnet die Vorwürfe als «absurd». Sie arbeitet seit über dreissig Jahren in Ägypten und hat mehrere Abkommen mit Regierungsinstitutionen abgeschlossen.

Die Hilfe aus Bern geht nicht nur an einen Präsidenten, der die Presse- und Meinungsfreiheit einschränkt. Mursi ist ein ausgesprochener Antisemit und Westen-Hasser. In einem Video aus dem Jahre 2010 beschimpft er Juden als «Nachfahren von Affen und Schweinen», als «Blutsauger und Kriegstreiber». Bevor er Präsident wurde, offenbarte er auch seine Meinung über den Westen: «Wer ist unser Feind?», fragte er in einer Rede vor drei Jahren: die Zionisten, die «uns unterdrücken und unsere Länder zerstören. Und wer unterstützt sie dabei? Die USA, Frankreich und Europa.»

Jetzt steht er an der Spitze des Staates – und braucht Geld. Sein Staat ist bankrott. Mursi ist auf Subventionen angewiesen – unter anderem aus Europa und aus den USA.

Deshalb versuchte er, den Imageschaden wieder gutzumachen, den er mit seinen Äusserungen angerichtet hatte. Stattdessen verschlimmerte er seine umstrittenen Zitate: Diese seien von den US-Medien aus dem Zusammenhang gerissen worden; und diese würden ja bekanntlich von den Zionisten beherrscht. ○

«Volles Vertrauen»

Ägyptens jugendlich wirkender Premierminister Hisham Qandil spricht über die Unruhen in Kairo und seinen umstrittenen Chef, Präsident Mursi. Trotz des Aufruhrs zeigt er Gelassenheit.

Herr Premierminister, Ägypten feiert das Zweijahrjubiläum der Revolution, aber Unruhe beherrscht das Land. Was läuft schief?

Ägypten kann nach Jahrzehnten der Diktatur nicht über Nacht zu einer zweiten Schweiz werden.

Eben habe ich mich mit einem ägyptischen Geschäftsmann unterhalten, der folgendes Fazit zog: Vor Mursi hatte Ägypten 7 Prozent Wachstum, jetzt 1 Prozent. Wie beruhigen Sie ihn?

Ich kämpfe mit aller Kraft für die Wirtschaft und die Investoren. Leider gibt es Leute im Land, die trotz einer demokratischen Mehrheit der Regierung ihren Unmut auf der Strasse kundtun – aber lassen Sie uns auch über die Errungenschaften reden.

Schiessen Sie los.

Politisch wurde sehr viel erreicht. Zum ersten Mal in der ägyptischen Geschichte haben wir einen zivilen, gewählten Präsidenten. Das Volk hat im Dezember in einem Referendum eine Verfassung verabschiedet. Wir sind daran, die Parlamentswahlen von April aufzugleisen, so dass wir im Mai die Grundlagen für eine demokratische Infrastruktur gelegt haben werden. Noch bleibt viel zu tun. Wir müssen natürlich an den demokratischen Werten arbeiten, das kommt nicht von heute auf morgen.

Wie wollen Sie die Wirtschaft wieder in Schwung bringen?

Reformen wurden angestossen, doch ich verschweige nicht, dass es Hürden zu überwinden gibt. Ich spreche mit dem Internationalen Währungsfonds über einen Hilfskredit von 4,8 Milliarden Dollar. Willigt der IWF ein, schieben andere Investoren weitere 10 Milliarden Dollar nach. Das wird der Wirtschaft Schub geben und noch mehr Investoren anlocken. Ägypten ist attraktiv mit einem Markt von 85 Millionen Menschen. Wir bieten dank bilateralen Abkommen mit anderen Staaten Zugang zu einem Markt von zwei Milliarden Menschen. Ägypten, ich unterstreiche dies, ist ein hochattraktiver Markt.

Ihr Präsident, Mohammed Mursi, wird im Westen als radikal gläubiger Islamist kritisiert. Und auch in Ägypten selbst scheint es ihm nicht zu gelingen, die Leute hinter sich zu bringen. Ist Mursi zu trauen?

(Lacht) Natürlich. Ich habe volles Vertrauen in ihn und kann allen Skeptikern nur

sagen: «Schaut genau hin.» Präsident Mursi ist ein Mann, der zuhört, der seine Berater fragt und der seine Entscheidungen so trifft, dass möglichst viele Interessen und Gesichtspunkte berücksichtigt werden. Wir haben nichts zu verbergen. Wenn ihr Freunde aus dem Westen Zweifel habt oder Kritik äussert: «Sprecht direkt mit uns», und wir werden unseren Standpunkt zu erklären versuchen. Ich sage nicht, dass wir die absolute Wahrheit gepachtet haben, aber wir werden zumindest unsere Sichtweise darlegen, damit ein ausgewogenes Urteil möglich wird.

Wird Ägypten unfair dargestellt?

Ägypten insgesamt nicht, aber der Präsident sehr wohl. Ich erinnere daran, dass das heutige Ägypten ganz anders ist als das Ägypten Mubaraks: Wir haben Meinungsäusserungsfreiheit, jeder darf seine Kritik anmelden.

Man empfindet Präsident Mursi als Prediger der Vergangenheit, der einem modernen Land die Scharia aufnötigen will. Was sagen Sie zu solchen Vorwürfen?

Wir versuchen, eine moderne islamische Gesellschaft zu bauen. Die grosse Mehrheit der Ägypter sind nun einmal Muslime. In ihrem Leben spielt der Islam eine bedeutende Rolle. Ägypten ist nicht Europa. Das macht uns speziell. Ich wundere mich manchmal, mit welchen Vorurteilen man uns begegnet.

Zum Beispiel?

In europäischen Zeitungen habe ich gelesen, unsere Verfassung würde es erlauben, dass Mädchen mit neun Jahren verheiratet werden. So etwas steht nicht drin.

Welche Rolle spielt das Militär in Ägypten?

Die Armee sichert unsere Grenzen und strategische Positionen in Kairo. Während der letzten Wahlen half die Armee der Polizei, die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Was hat Sie persönlich am meisten überrascht an der Revolution?

(Lacht) Die Erwartungen meiner Bürger sind gross. Vielleicht zu gross. Wir arbeiten rund um die Uhr. Als ich im letzten Jahr mein Amt antrat, bekam ich bereits nach vier Stunden das erste SMS: «Was hast du für uns getan?»

Wird Ägypten zu einem Hort des islamischen Fundamentalismus?

Ich bitte Sie. Hört mit diesen Vorurteilen auf. Es ist an der Zeit, die Ägypter auf ihrer Reise zu begleiten und ihnen zu helfen.

Wie lautet das grösste Missverständnis über Ägypten und seine aktuelle Regierung?

Der grösste Denkfehler besteht darin, uns erst dann zu helfen, wenn wir das Land vollständig stabilisiert haben. Wir brauchen die Hilfe jetzt. Es liegt im allgemeinen Interesse, dass unser Modell ein Erfolg wird.

Gibt es ein Vorbild, an dem Sie sich in dunklen Stunden aufrichten?

Mein Freund, ich muss jetzt endlich etwas essen!

Hisham Qandil, Jahrgang 1962, studierte Agronomie und Biologie, unter anderem an der North Carolina State University. Seit August 2012 führt er die ägyptische Regierung von Präsident Mursi. Das Interview wurde am 25. Januar in Davos geführt. Inzwischen darf die Armee in Ägypten Zivilisten verhaften. Die Fragen stellte **Roger Köppel**.



«Eine moderne islamische Gesellschaft»: Premier Qandil.

Unser Mann bei den Nazis

Hans Frölicher war von 1938 bis 1945 Schweizer Botschafter in Berlin. Wegen seiner Nähe zu Hitlers Regime kam er später stark unter Beschuss. Botschafter Paul Widmer versucht in einem neuen Buch den Angegriffenen zu erklären. Und übersieht Wesentliches. *Von Matthias Steinmann*



Symbolfigur der Anpassung: Botschafter Frölicher trägt sich am Tag der Arbeit, am 1. Mai 1943, auf der Reichskanzlei in Berlin ins Gästebuch ein.

Der Druck war zu gross geworden: 1938 zog der Bundesrat seinen damaligen Gesandten in Deutschland, Paul Dinichert, ab. Dinichert hatte nie ein Geheimnis über seine Abneigung gegenüber dem Naziregime gemacht. Deutschland, aber auch gewisse politische Kreise in der Schweiz hatten auf seine Absetzung gedrängt. Seinen Posten übernahm der deutschlandfreundliche Diplomat Hans Frölicher, der später wegen seiner anpasserischen Haltung in Verruf geriet.

Die Geschichte von Minister Hans Frölicher (1887–1961), die nun in einem Buch von Hans Widmer neu beschrieben wird, kann mich nicht kaltlassen: Zum einen habe ich seinerzeit seinen Kindern Max und Helene das *Schlössli* abgekauft, in dem er selbst residiert hatte; seit 1980 lebe ich mit meiner Familie darin. Die jüngere Zeitgeschichte des *Schlössli*, das in diesem Jahr 300 Jahre alt geworden ist,

wird durch das Buch wieder präsenter. Zum ändern war meine Mutter, Dr. Beatrice Steinmann, von 1935 an Bundeshauskorrespondentin und hat aus der Sicht der «teilnehmenden» Journalistin viel erlebt und auch berichtet. Darüber hinaus repräsentierte sie einen Spezialfall: Sie war in den zwanziger Jahren Lehrerin in Ftan, und eine ihrer Schülerinnen war Irmela. Diese heiratete Hans Sigismund von Bibra, den späteren De-facto-NSDAP-Leiter in der Schweiz, mit dem Hans Frölicher vor seinem Einsatz in Berlin regen Kontakt pflegte.

Bonjours hartes Urteil

In Bern war meine Mutter eine von Irmelas wenigen privaten Freundinnen, wenn nicht die einzige. Das «Böse» des Nationalsozialismus wurde für meine Schwestern und mich indirekt durch sie repräsentiert. Von Bibra hatte sie nämlich geschlagen, einmal blieb sie sogar zwei, drei

Tage bei uns aus Angst vor ihm. Meine Mutter war daher oft recht gut informiert, was sich aber dann negativ auswirkte, als sie einmal Bundesrat Eduard von Steiger über einen wichtigen geheimen Vorgang ins Bild setzte und dieser nichts Besseres wusste, als den deutschen Botschafter Otto Köcher über das Leck zu informieren – worauf die arme Irmela wieder ihre Prügel bezog. Dies ist Oral History und steht nicht in den schriftlichen Quellen.

Vorerst muss gesagt sein: Mit der Fülle an Material und Quellen ist Paul Widmer die bisher beste und ausgewogenste Darstellung zum Fall Frölicher gelungen. Es ist wohl richtig, dass der Historiker Edgar Bonjour (1898–1991) etwas übers Ziel hinausschoss, als er Frölicher als «anpasserisch» und «dämmlich» beschimpfte. Sein hartes Urteil ist erklärbar: Bereits vor und während des Krieges hatte Bonjour in der Flüchtlingsfrage klar Stellung gegen die offizi-

elle Linie bezogen, die moralische Bewertung des Verhaltens der Gesandtschaft liess ihn vielleicht die Wissenschaftskriterien vernachlässigen. Darüber hinaus war Hans Frölicher im kollektiven Bewusstsein eine Symbolfigur für Anpassung wie Guisan für Widerstand. Widmer ist es gelungen, die Faktenlage richtig auszubreiten, und das wird wohl sein wichtiger historischer Beitrag bleiben.

Der schwierigste Diplomatenposten

Mein Problem mit Widmers Buch findet sich am Schluss in der Bewertung und im Fehlen dreier Fragestellungen, die allerdings zusammenhängen. Es ist wohl allen klar, dass dies der schwierigste Diplomatenposten der damaligen Zeit war. Ebenso eindeutig ist, dass Frölicher durch Anpassungsgesten jedwelcher Art gut Wetter bei den Naziführern gemacht hatte oder machen wollte. Dies waren sicher zum grösseren Teil Notwendigkeiten – solange in der Schweiz die Bereitschaft zum unbedingten Widerstand ebenso deutlich signalisiert wurde. Nun aber die Fragen, die, wie ich meine, noch zu behandeln wären:

Erstens: Warum konnte Frölicher diese Rolle der diplomatischen Anpassung so gut spielen?

Zweitens: Warum hat dann Frölicher, wie im Buch eindrücklich beschrieben ist, so sehr, ja teilweise ungehörig die Regierung in Richtung Anpassung an Nazideutschland zu beeinflussen versucht? Warum hat er entsprechende Initiativen (nicht auftragsgemäss) ergriffen?

Und drittens die hypothetische Frage: Was wäre gewesen, wenn die Nazis gewonnen hätten? Wo wäre dann Frölicher gestanden?

Diesen Fragen nachzugehen, wäre vielleicht doch eine interessante Ergänzung. Mir persönlich reicht Widmers nicht bewiesene Erklärung, dass er einfach in der alten Tradition der Diplomatie des 18. und 19. Jahrhunderts stand, nicht aus. Ich glaube kaum, dass er als Botschafter in Moskau mit dem genau gleichen Auftrag gleich gehandelt hätte, im Gegenteil. Antworten finden sich in der Geisteshaltung und dem mentalen Umfeld Frölichers zu dieser Zeit in Bern.

Sympathien für autoritäre Regime

Ich habe in den achtziger Jahren Theatertage im *Schlössli* durchgeführt und jeweils der Familie Frölicher Plätze zur Verfügung gestellt. So lernte ich das Umfeld des Sohnes, das aber teilweise auch jenes des Vaters war, kennen. Darunter zum Beispiel Georges Thormann (Cousin von Frau Frölicher-Thormann), den seinerzeitigen Burgerpräsidenten, der ab 1935 bis zirka 1940 Gauleiter der Nationalen Front im Bernbiet war.

Ja, die Berner Patrizier und die Grande Société, der Frölicher ja angehörte: Von Bibra, der sich als zukünftiger NS-Gauleiter der Schweiz sah, konnte 1937 in der Grande Société den

Johanniterorden revitalisieren, der zu dieser Zeit klar rechtskonservativ war – und im tonangebenden deutschen Orden ebenso klar «pro Führer». Im *Schlössli* hat es im Kamin des Fumoirs eine metallene Platte mit dem Johannitersymbol, wobei unklar bleibt, ob diese auf Max oder Hans Frölicher zurückgeht.

Katrin Rieder zeigt in ihrem Buch «Netzwerke des Konservatismus» auf, was nach dem Krieg eher verschwiegen wurde: die Verknüpfungen zwischen Teilen des Berner Patriziates und Deutschland, insbesondere auch Nazideutschland. Sie waren eben nicht nur «deutschfreundlich», sondern hatten klar Sympathien für autoritäre Regime (was ja das Ancien Régime auch war). Ich meine, die Antworten auf die Fragen, warum Frölicher seine deutschfreundliche Rolle so gut gespielt und er in dieser Hinsicht derart aktiv den Bundesrat zu beeinflussen versucht habe, finden sich in der Mentalität von Teilen des Berner Grossbürgertums.

Was ich allerdings vorher nicht gewusst hatte: Frölicher erbrachte nach dem Krieg der künftigen BRD Gute Dienste, wofür er ja auch – und allein für diese, so hoffe ich – das Bundesverdienstkreuz mit Stern erhielt. (Allerdings: Nach der Historikerkommission von Joschka Fischer 2003/10 ist klar, dass auch das Nachkriegsministerium des Äusseren noch lange mit ehemaligen Nazis durchsetzt war. Frage: Wer hat den Antrag gestellt?)

Frölicher will den NZZ-Chef absetzen

Nun gibt es noch zwei Themen, die ich anschneiden möchte: die freie Presse einerseits und die moralische Frage zum Judentum andererseits.

Als Medienwissenschaftler habe ich mich natürlich mit der Pressefreiheit etwas auseinandergesetzt. Hans Frölichers Bemühungen beim Bundesrat, die nazikritischen Chefredaktoren von *NZZ*, *Bund* et cetera abzuberufen, waren zweifellos in seiner deutschlandfreundlichen Geisteshaltung begründet. Die Pressevertreter konnten den Bundesrat zum Glück davon überzeugen, die Abberufungen zu unterlassen. Dies war ein wichtiger Akt für Freiheit und plurale Demokratie, welche die Schweiz damals zu verteidigen hatte.

Die Judenfrage ist die traurigste Sache an sich. Zu Recht stellt Widmer fest, dass nicht nur die institutionellen Träger derart engherzig dachten und handelten: Man war gegenüber den Flüchtlingen allgemein eher negativ eingestellt. Aber der absolut zu verurteilende Vernichtungsfeldzug von Hitler gegen das Judentum, von dem Frölicher durchaus wissen konnte und wusste, hätte doch viel deutlicher in seinen Berichten zum Ausdruck kommen müssen. (Bereits bei der Kristallnacht hatte er sich ja durch Schweigen ausgezeichnet!)

Die hartherzige Politik – «Das Boot ist voll» (von Steiger) – hätte wesentlich mehr *en connaissance de cause* erfolgen müssen, wäre

Hans Frölicher seiner Informationspflicht besser und entschiedener nachgekommen. Hier gäbe es noch etwas mehr aufzuarbeiten. Das Kapitel dazu kommt zu kurz.

Ich finde, dass die leichtfertige Abschiebung des Dossiers «Judenstempel» auf die untere Ebene (Franz Kappeler) zu sehr entlastend für ihn wirkt. Frölicher war vollständig im Bild, obwohl im Buch der definitive Entscheidungsprozess zu Recht in Bern (beim Gesamtbun-

Bereits bei der Kristallnacht hatte er sich durch Schweigen ausgezeichnet.

desrat) situiert wird. Er plädierte aber als führender Chef vor Ort für den Judenstempel, den die Deutschen zuerst gar nicht wollten! Der offene Antisemitismus war gerade in rechtskonservativen Kreisen vor und mindestens bis Anfang des Krieges durchaus «normal» und passte zur grundsätzlichen Geisteshaltung, die in Teilen der «Berner Kreise» im Umfeld von Hans Frölicher bestanden hatte.

Zusammenfassend: Mit meinem unwissenschaftlichen historischen Wissen teile ich die Meinung Widmers, dass Frölicher eine Rolle im Interesse der institutionellen Schweiz zu spielen hatte – die Betonung liegt auf «zu spielen» –, und dies auch sicher gut gemacht hat (insbesondere, was die Wirtschaftsverhandlungen betrifft!). Dass er zum andern die Schweizer Regierung in Richtung Anpassung zu beeinflussen versuchte, ist klar zu verurteilen. Und drittens, und davon getrennt, ist das moralische Defizit im Zusammenhang mit der Judenfrage und Judenvernichtung insbesondere und sein geringes internes Engagement auch heute, aus historischer Sicht, nicht akzeptabel und kann durchaus allein eine negative Sicht auf ihn begründen.

Paul Widmers Monografie ist sehr lesenswert: Aber die Frage, warum Frölichers Tätigkeit weit über die notwendige Rolle hinausging, die er im Interesse der Schweiz zu spielen hatte, und er sich gegenüber der Judenvernichtung so passiv verhielt, ist mit dem Hinweis auf frühere diplomatische Traditionen nicht ausreichend begründet beziehungsweise beantwortet.

Paul Widmer: Minister Hans Frölicher. Der umstrittenste Schweizer Diplomat. *NZZ Libro*. 264 S., Fr. 42.– (Der Autor war selbst Botschafter in Berlin, heute ist er Botschafter beim Heiligen Stuhl).



Matthias Steinmann

ist emeritierter Professor für Medienwissenschaft. 2009 erhielt er vom damaligen Bundespräsidenten Horst Köhler das deutsche Bundesverdienstkreuz 1. Klasse für seine Verdienste in der Medienforschung.

Mehr zum Thema: **Seite 48**

Streit der Diplomaten

Hat der Bundesrat im Zweiten Weltkrieg mutwillig Informationen über die rassistische Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten ausgeblendet? Das suggieren Beiträge des Schweizer Fernsehens.

Die Sache ist komplizierter, wie eine genaue Lektüre der historischen Dokumente zeigt. *Von Rico Bandle*

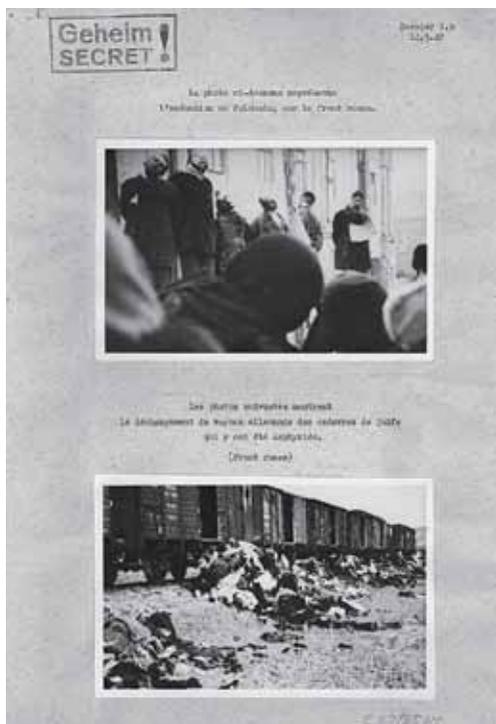


Anderes Milieu: Nazi-Kritiker von Weiss.

«Geheim, *secret!*», steht aufgestempelt auf dem vergilbten Papier mit eingeklebten Fotos. Datiert ist es auf den 14. 5. 1942. Auf einem der Bilder sieht man am Galgen hängende Körper, auf einem anderen Berge von Leichen vor einem Güterzug. Bei ersterem handle es sich um exekutierte Polen, beim zweiten um erstickte Juden, heisst es auf den kurzen Erläuterungen. Absender dieses Fotoalbums des Grauens ist Franz-Rudolf von Weiss, Schweizer Konsul in Köln, der Empfänger Roger Masson, Chef des militärischen Nachrichtendienstes der Schweiz.

Die Bilder gehören zu den diplomatischen Dokumenten, die zeigen sollen, dass der Bundesrat von den Gräueltaten der Nazis an den Juden gewusst haben musste, bevor er im Herbst 1942 eine härtere Gangart in der Flüchtlingspolitik beschloss. Die Arbeitsgruppe «Diplomatische Dokumente Schweiz» hat eine Auswahl im Internet publiziert.

Gleich an zwei Tagen hintereinander prangerte die «Tagesschau»-Hauptausgabe anhand der längst bekannten, aber neu veröffentlichten Dokumente die Flüchtlingspolitik der Schweiz im Zweiten Weltkrieg an. «Trotz den Rapporten seiner Diplomaten verschärfte er [der Bundesrat, die Red.] im August 42 die Grenzkontrollen und Einreisebestimmungen



Dokumente des Grauens: Aufnahmen von 1942.

für jüdische Flüchtlinge», hiess es im ersten «Tagesschau»-Beitrag.

Angesichts der Deutschland-freundlichen Gesinnung des Schweizer Gesandten Hans Frölicher (siehe vorangehenden Artikel) stellt sich die Frage: Von wem stammten diese Berichte? Billigte sie Frölicher? Bei der Durchsicht der historischen Dokumente stösst man immer wieder auf einen Namen: Franz-Rudolf Weiss.

Der Konsul als Flüchtlingshelfer

Von Weiss war nicht der einzige Diplomat, der ungeschönt über deutsche Gräueltaten rapportierte, aber sicher der engagierteste: Mit grosser Akribie dokumentierte er die Vergehen des nationalsozialistischen Unrechtsregimes, via seinen Chef Hans Frölicher gelangten die Berichte nach Bern – meistens jedenfalls. «Der Gesandte leitete die Berichte des Konsuls an die Zentrale weiter, jedoch zuweilen mit der Vorbemerkung, sein Kölner Mitarbeiter neige zur Schwarzseherei», schreibt Paul Widmer in seiner Frölicher-Monografie. Einige heikle Berichte soll er bewusst liegengelassen haben.

So eindeutig war die Informationslage des Bundesrats nicht, wie die «Tagesschau» suggerierte. Frölicher widersprach von Weiss oft, stellte dessen Darstellungen in beigefügten

Anmerkungen als übertrieben oder gar falsch dar. Dass von Weiss in seinem Eifer ab und an auch Gerüchte als Tatsachen ausgab, die sich später als falsch erwiesen, war für den Konsul kaum hilfreich.

Eine gutdokumentierte Meinungsverschiedenheit zwischen Frölicher und von Weiss betraf die Einschätzung des deutschen Volksbefindens 1941. Von Weiss war überzeugt, dass grosse Teile der deutschen Bevölkerung den Krieg bereits für verloren hielten. Frölicher widersprach heftigst. Die Differenz in der Einschätzung entsprang den unterschiedlichen Milieus, in denen sich die beiden bewegten: Von Weiss pflegte enge Kontakte zum nazikritischen Kölner Grossbürgertum, von dem er auch die meisten Informationen erhielt; Frölicher hingegen suchte in Berlin unentwegt die Nähe zu Nazikadern und erhoffte sich so, gute Stimmung für die Schweiz machen zu können. Zudem fielen in Köln 1941 bereits die ersten Bomben der Alliierten, während Berlin noch verschont blieb.

Franz-Rudolf von Weiss war nicht nur ein engagierter Diplomat, er hat auch einigen Juden durch die Aushändigung falscher Pässe die Ausreise ermöglicht, später war er eine der treibenden Kräfte bei der Koordination der Hilfe für die Kriegsgeschädigten mit Schweizer Spendengeldern.

2001 wurden viele seiner Berichte aus der Kriegszeit erstmals in einem Buch veröffentlicht. Sie lesen sich spannend, wie von einem Kriegsreporter geschrieben. Am 30. Dezember 1940 schrieb er zum Beispiel, dass sich Heil- und Pflegenanstalten ihrer epileptischen Insassen auf «geheimnisvollem Wege entledigt» hätten. Er berichtete über das Schicksal der Juden, das Verbot von Mischehen, ukrainische Frauen und Kinder, die in Köln den Schutt der abgebrannten Häuser wegräumen mussten, dann über das Elend der Bevölkerung nach der Bombardierung durch die Alliierten.

Frölicher und von Weiss repräsentieren die zwei Seiten der Schweiz im Krieg, die sich wohl auch gegenseitig bedingten: die vorsichtige, anpasserische und die kritische, humanitäre. Die oft wankelmütige Politik der Schweiz in jener Zeit ist Ausdruck der diffizilen Gratwanderung.

Kopien einer Auswahl an diplomatischen Dokumenten sind abrufbar unter: www.dodis.ch.

Die Kriegsberichte von Franz-Rudolf Weiss aus dem Kölner Konsulat sind veröffentlicht im Buch: *Humanität und Diplomatie. Die Schweiz in Köln 1940–1949.* Aschendorff

Grün gewinnt, Merkel bangt

Von Thilo Sarrazin — Im deutschen Wahlkampf zeichnet sich ab: Merkmals Bürgerliche sind in Nöten. Steinbrück kommt mit einem blauen Auge davon. Die linksliberalen Medien verkennen die FDP.



Über viele Monate hatten Medien und Politik in Deutschland den Ausgang der Landtagswahl in Niedersachsen am 20. Januar als das Orakel für die Bundestagswahl betrachtet. Nun,

das Orakel hat gesprochen, und wie einst bei der Pythia in Delphi kann man den Spruch so oder anders auslegen:

— Zwar hatte der amtierende Ministerpräsident David McAllister bei der sogenannten Direktwahlfrage einen grossen Vorsprung vor seinem Herausforderer Stephan Weil von der SPD: Bei einer direkten Wahl des Ministerpräsidenten hätten 51 Prozent der Befragten für McAllister und nur 35 Prozent für Stephan Weil gestimmt. Gleichwohl hatten SPD und Grüne am Ende zusammen mit 46,3 Prozent der abgegebenen Stimmen einen leichten Vorsprung vor CDU und FDP, die es gemeinsam auf 45,9 Prozent brachten. Die Lehre daraus für die Bundestagswahl: Angela Merkel hat die Wahl nicht schon gewonnen, weil sie populärer ist als Peer Steinbrück.

— Die SPD hat davon profitiert, dass die Linke verlor und an der Fünf-Prozent-Klausel scheiterte. Im Vergleich dazu fiel der Zugewinn der SPD mit nur 2,3 Prozentpunkten recht mager aus. Auch hier eine Lehre: Keinesfalls schlägt sich jeder Verlust bei der Linken automatisch in einem Zugewinn bei der SPD nieder.

Für die Perspektive des Kanzlerkandidaten Peer Steinbrück heisst dies: Er kam mit einem blauen Auge davon. Rückenwind hat er seiner Partei bestimmt nicht gegeben. Dafür waren eigene Ungeschicklichkeiten verantwortlich, als er zum Beispiel die Bezüge des Bundeskanzlers zu den Gehältern von Sparkassen-Vorständen ins Verhältnis setzte. Vor allem hat ihm die Neidkampagne um seine Einnahmen als Vortragsredner geschadet. Der deutsche Wähler mag offenbar keine Politiker, die Interesse an der Steigerung ihres eigenen Einkommens zeigen.

— Die Lage des Kanzlerkandidaten bleibt prekär: Es gelang ihm seit seiner Nominierung vor vier Monaten nicht, eine eigene Agenda sichtbar zu machen. Von der SPD ist er durch eigene Ungeschicklichkeiten abhängiger denn

je. Er muss jetzt Programmpunkte vertreten, die zu seinem eigenen Image nicht passen: mehr Steuern für die «Reichen», Eingriffe in den Wohnungsmarkt zur Begrenzung des Mietpreisanstiegs und so weiter. Seine Chance liegt weiter darin, dass ihn möglichst viele potenzielle SPD-Wähler als Garantie gegen zu viel Sozialismus und Umverteilung sehen.

— Die eigentlichen Wahlgewinner sind die Grünen. Ihr Sprung von 8,0 Prozent auf 13,7 Prozent ist spektakulär. Man darf aber nicht vergessen, dass sie diese Stimmengewinne in einem klaren Lagerwahlkampf erzielt haben: Das Ziel war die Ablösung der CDU durch eine gemeinsame Regierung mit der SPD. Fraglich wäre es, ob sie solche Stimmen ohne weiteres in eine Zusammenarbeit mit der CDU tragen könnten. In Baden-Württemberg, auf Bundesebene und jetzt in Niedersachsen haben die Umfragen ergeben, dass Wähler der Grünen eine geradezu emotionale Abneigung gegen Koalitionen mit der CDU haben. Das hält ihre Führung in einer Gefangenschaft mit der SPD.

— Grosse Sorgen muss sich das bürgerliche Lager machen: Unter den westdeutschen Ländern regiert nur noch in Hessen und Bayern die CDU/CSU. Der Ministerpräsident in Niedersachsen war populär, die Zusammenarbeit mit der FDP in der Regierung harmonisch, die Bilanz erfolgreich. Gleichwohl verloren CDU und FDP gemeinsam 4,8 Prozentpunkte. Niedersachsen war immer schon ein Vorbote für Mehrheitsänderungen auf Bundesebene.

Lebender Leichnam

— Eine Zweitstimmen-Kampagne der CDU für die FDP gab es übrigens nicht. Sie ist eine Erfindung der Medien. Die FDP hatte in den letzten Jahren vor allem auf der Personen-Ebene gigantische Darstellungsfehler zu verantworten. Die Partei als Ganzes und jede ihrer handelnden Personen wurden aber von den Medien wie sonst keine andere Partei heruntergeschrieben und herunterkommentiert. Es wurde das Bild eines lebenden Leichnams präsentiert, der bereits strenge Gerüche von sich gab. In Niedersachsen war jedem Wähler bewusst, dass McAllister nur würde an der Macht bleiben können, wenn die FDP im Landtag wäre. Das hohe Stimmenergebnis für die FDP war Ausdruck dieser Erkenntnis.

— Der FDP gab dieses Ergebnis die Chance zum Neubeginn, und sie nutzte diese Chance durch eine Einigung zwischen dem Parteivor-sitzenden Philipp Rösler und dem Fraktions-

vorsitzenden Rainer Brüderle zur künftigen Rollenverteilung. Das passt nicht zum Drehbuch der linksliberalen Medien. In einem Artikel in der Illustrierten *Stern* versuchte eine 29 Jahre alte Journalistin namens Laura Himmelreich Brüderles Renommee zu beschädigen, indem sie ihm Sexismus-Vorwürfe machte. Brüderles «Vergehen»: Vor über einem Jahr hatte er ihr gegenüber zu vorgerückter Stunde an einer überfüllten Bar einige Bemerkungen gemacht, die sie als anzüglich empfand.

— Der daraufhin losbrechende Mediensturm dürfte Brüderles Ruf unrettbar beschädigt haben. Ob er auch der FDP geschadet hat, wird die Bundestagswahl zeigen. Bestürzend ist die Erkenntnis über Prioritäten in der deutschen Öffentlichkeit: Wer interessiert sich schon für Rettungsschirme, die europäische Zukunft, Inflationsgefahren und Geburtenarmut, wenn es um die Frage geht, welche Bemerkungen alter Männer gegenüber jungen Frauen heute noch akzeptabel sind und welche nicht. Es gewinnt eine Einstellung an Boden, die entweder keine wirklichen Probleme mehr kennt oder das Sensorium für wirkliche Gefahren verloren hat. Man könnte das Infantilisierung nennen. Der Aufstieg der Grünen wie auch der Mangel an bedeutenden Gestalten in der heutigen FDP ist im weiteren Sinne Ausdruck dieser Infantilisierung. Man könnte sie auch mit Auszehrung einer bürgerlichen Grundhaltung übersetzen. — In der CDU/CSU erkennt man diese Gefahr seit langem und versucht ihr durch «Modernisierung» zu begegnen. Diese führt aber leicht dazu, dass sich der Stammwähler entfremdet fühlt, während der «neue Wähler» gleichwohl Rot oder Grün vorzieht. Als Zeichen der Modernisierung hatte Christian Wulff im Frühling 2010, damals noch als niedersächsischer Ministerpräsident, die junge türkischstämmige Aygül Özkan als Integrationsministerin ins Amt gebracht. Dem Wahlergebnis der CDU scheint dies nichts genutzt zu haben: In ihrem Wahlkreis in Hannover-Mitte brachten es CDU und FDP gemeinsam auf 28,9 Prozent der Erststimmen und 28,3 Prozent der Zweitstimmen. SPD und Grüne kamen dagegen auf 61,8 Prozent der Erststimmen und 61,3 Prozent der Zweitstimmen. 38,3 Prozent der Wähler enthielten sich der Stimme. Niemand weiss, wie viele Stimmen der CDU unter den Nichtwählern verloren gingen. So viel zu den Risiken von «Modernisierung».

Welche Lehren kann man aus der Wahl in Niedersachsen für die Bundestagswahl ziehen? Eigentlich nur eine: Es wird ein Lagerwahlkampf werden. Die Popularität der Bundeskanzlerin mag helfen, aber eine Garantie ist das nicht. «Modernisierung» ist riskant. Das zeigt das Schicksal von McAllister.

Thilo Sarrazin, ehemaliger Berliner Finanzsenator und Vorstandsmitglied der Bundesbank, ist Beststellerautor («Europa braucht den Euro nicht»).

Das Chamäleon

Seit einem Jahr ist Jessica Chastain Hollywoods gefragteste Schauspielerin. Wer «Zero Dark Thirty» gesehen hat, weiss warum.

Von Beatrice Schlag

Am Anfang von «Zero Dark Thirty», dem Oscar-nominierten neuen Film von Kathryn Bigelow über die jahrelange Jagd der CIA nach Osama Bin Laden, steht eine Folterszene: Prügel, Erniedrigungen und Waterboarding in Pakistan für einen Al-Qaida-Gefangenen in einem *black site*, einem offiziell nicht existierenden CIA-Stützpunkt. Zeugin der Folterszene – nicht der einzigen im Film – ist eine etwa dreissigjährige, rothaarige CIA-Agentin namens Maya. Ihre obsessive, gegen alle bürokratischen Widerstände anrennende Verfolgung Bin Ladens führt nach acht frustrierenden Jahren 2011 zum Angriff der Navy Seals auf das von ihr ausgemachte Versteck in Abbottabad und zur Erschiessung des Anführers von al-Qaida, der 9/11 plante.

Jessica Chastain spielt Maya, eine Protagonistin, wie sie im Kino noch nicht zu sehen war. Es gibt Actionheldinnen wie Angelina Jolie und Uma Thurman, die Männer in ihre körperlichen und seelischen Weichteile kicken. Sie sind Comic-Heldinnen, männliche Fantasiefiguren. Die junge CIA-Agentin aus dem mittleren Kader, die im Film Maya heisst, gibt es real. Sie veranlasste den Raid in Abbottabad und arbeitet noch immer für die CIA. Ihre Identität wurde nie publik.

Die meisten Amerikaner waren sehr überrascht, aus dem Film zu erfahren, dass es eine Frau war, die Osama Bin Laden aufspürte. Maya denkt nicht in Geschlechterrollen. Sie ist weder fanatisch noch neurotisch oder sexuell frustriert. Sie ist nur kompromisslos entschlossen, intelligent, wütend, konzentriert und besorgt. Denn auch nach 9/11 gehen die Anschläge von al-Qaida weiter, und nicht einen davon hat die CIA kommen sehen. Falls Maya ein Privatleben hat, erfährt man nichts davon. Aber ihr Lachen ist herzlich, und ihr Umgang mit dem Team freundschaftlich, solange man sie ernst nimmt. Das ist häufig nicht der Fall, denn ihre Fahndung nach Bin Laden ist eine mühselige, scheinbar endlose Puzzlearbeit voller falscher Bruchstücke und Fährten.

Jessica Chastain, die sagt, sie habe die echte CIA-Agentin nie persönlich kennenlernen dürfen, behauptet, ihre Figur sei «zu hundert Prozent Maya». Sie sagt auch, es sei der schlimmste Film ihres Lebens gewesen. Während der Folterszenen sei sie einen Tag weggeblieben und habe einfach nur geheult. «Ich wollte der Frau unbedingt gerecht werden. Ich fühlte mich ihr gegenüber so verantwortlich. Denn einflussreiche Frauen im Film sind in der Regel entweder sehr männlich und tough, oder sie sind

sexy Spioninnen, die ihre Weiblichkeit einsetzen, um zu bekommen, was sie wollen. Maya ist keines von beidem. Sie benutzt ihr Gehirn.»

Eine Frau, die scheinbar alles spielen kann

Wie viel an Informationen die harten Folterungen, in den USA als «verschärfte Verhöre» bezeichnet, zur Auffindung Bin Ladens beigetragen haben, lässt der Film offen. Aber allein die Darstellung von Folterungen durch die CIA hat Regisseurin Bigelow nicht nur von Politikern harsche Kritik eingebracht. Sie kostete sie vermutlich auch ihre Oscar-Nominierung als beste Regisseurin. Anders ist kaum zu erklären, wieso sowohl ihr Film «Zero Dark Thirty» als auch Hauptdarstellerin Jessica Chastain für einen Oscar nominiert wurden.

Kathryn Bigelow, keine Freundin grosser Worte, schrieb dazu in der *Los Angeles Times*: «Vielleicht sollten diese Proteste eher an die gerichtet werden, die solche Praktiken anordneten. Ich war mein Leben lang Pazifistin und unterstützte den Protest gegen Folter. Aber Darstellung mit Befürwortung zu verwechseln, ist der erste Schritt, Künstler daran zu hindern, sich mit heiklen Themen auseinanderzusetzen. Vor allem dann, wenn diese Themen durch Geheimhaltung und politische Verschleierung ohnehin kaum mehr kenntlich sind.»

Jessica Chastain hatte eigentlich für eine andere Rolle zugesagt, als Kathryn Bigelow ihr die Rolle der Maya anbot. Sie war begeistert von dem Drehbuch. Und die Regisseurin war 2009 bereits für den Irak-Film «The Hurt Locker» mit einem Oscar ausgezeichnet worden. Oscar-gekrönte Regisseure lehnt man in Hollywood nicht ab. Es war eine gute Wahl für Chastain. Bei der Verleihung der Golden Globes Mitte Januar siegte sie als beste Hauptdarstellerin. Aber in diesem Moment war das bereits eine Auszeichnung unter unzähligen anderen. Denn 2013 wird zweifellos ein hervorragendes Jahr für die Schauspielerin. Inzwischen siedelt man sie irgendwo in der Nachfolge von Meryl Streep an: eine Frau, die scheinbar alles spielen kann, Punk-Ehefrau, Freak, fokussierte Agentin und sehr sexy *trophy wife* – Letzteres eine Rolle, in der man Meryl Streep nie sah.

Das Jahr, in dem Jessica Chastain explodierte, war 2011. Sie hatte schon seit Jahren in Hollywood gedreht, Indie-Filme mit teilweise weltberühmten Regisseuren. Einer war Hollywood-Legende Terrence Malick, der sie in «The Tree of Life» neben Brad Pitt engagiert hatte. Aber der Film schien nie fertig zu werden.



«Ruhm und Geld waren nie mein Ziel»: Aktrice

Malick ist kein Regisseur, der sich drängen lassen muss. Ein anderer Film war «The Help», in dem sie mit blonder Perücke Celia Foote spielt, die aufregende junge Frau eines reichen Mannes in den US-Südstaaten der sechziger Jahre, die von weissen Frauen in ihrem Ort als zu sexy geschnitten wird. Ihre einzige Verbündete ist ihre schwarze Haushälterin.

Das Buch «The Help» war noch nicht auf dem Markt, als Chastain die Rolle bekam. «Wenn sie gewusst hätten, wie viel Erfolg das Buch haben würde, hätten sie eine Berühmtere genommen als mich», sagte Chastain, vermutlich zu Recht. «Gott sei Dank nicht», sagt man als Zuschauer. Sie ist hinreissend und sehr aufregend. Der Film spielte ein Vielfaches seiner Kosten ein und brachte Chastain ihre erste Oscar-Nominierung als beste Nebendarstellerin. Im gleichen Jahr kamen der Agententhriller «The Debt», in dem sie die junge Rachel Singer (auch: Helen Mirren) spielt, und der apokalyptische «Take Shelter» in die Ki-



Chastain.

nos. Die Kritiken der Filme waren weitgehend positiv. Überschwänglich einig waren sie sich in der Freude, Jessica Chastain zuzusehen. Die Frau ist nicht nur eine unglaublich intensive Schauspielerin. Sie ist auch nie kalt. Manchmal erkennt man die grossen unruhigen Augen unter den wechselnden Perücken kaum wieder. Nur die grossen, sinnlichen Lippen, die man nie mit einer Aufblaspuppe und *blow jobs* assoziiert, bleiben im Kopf. Aber vielleicht sehen Männer das anders.

Chastain selber gab sich recht selbstsicher, dass sie eine gute Schauspielerin sei. Aber bis vor wenigen Jahren verstand sie nicht, warum sie als Theaterschauspielerin in New York mehr Angebote bekam als in Los Angeles, wo sie sich regelmässig um Filmrollen bemühte. Sie wollte nicht dringend reich und berühmt werden, aber sie brauchte Geld. Die Tochter eines Feuerwehrmanns und einer veganischen Köchin aus San Francisco wollte unabhängig sein. Keines ihrer vier Geschwister war am College gewesen.

Sie wollte ihren Eltern mit ihren Kunstambitionen nicht Kosten verursachen. Ihr Vater, sagt sie, erzähle bis heute stolz, dass sie nie auch nur einen Cent von ihm verlangt habe. Aber vor 2011 hatte Jessica Chastain keine Ahnung, ob sie über die Runden kommen würde.

Ihr Alter ist Privatsache

«Manchmal dachte ich: «Warum dauert das alles so lange?»», sagte sie in Interviews. «Warum konnte ich in Los Angeles nirgends vorsprechen? Die Leute waren verwirrt und wussten nicht, was anfangen mit mir. Ich bin rothaarig, klein und habe kein Gesicht, das als modern gilt. Ich passte in keine Kategorie. Also habe ich oft für Rollen als Verrückte oder als Opfer vorgeschlagen. Was toll war, denn das sind meist die besten Rollen.»

Niemand stellte ihr Talent in Zweifel. Die Kalifornierin, die 2003 dank eines von Robin Williams finanzierten Stipendiums ihre Schauspielausbildung an der renommierten

New Yorker Juilliard School abschloss, wurde sofort für Gastrollen in TV-Serien engagiert. Mit den Fernsehgagen finanzierte sie ihre jahrelang respektable, aber nicht sehr ertragreiche Theaterkarriere in New York.

Inzwischen verdient sie Millionen und staunt: «Es waren doch alles Indie-Filme. Keine grossen Gagen. Ruhm und Geld waren nie mein Ziel.» Über ihr Privatleben weiss man so wenig wie über das von Maya, der CIA-Agentin. Nicht einmal ihr Alter kennt man. Ist sie 31 oder 35? Die Quellen sind sich uneinig, und sie denkt nicht daran, das zu klären. Wie ihr grosses Idol, die französische Schauspielerin Isabelle Huppert, spricht auch sie nie über ihr Alter; sie will einfach nur alles spielen können. «Ich will keine Persönlichkeit werden, nur Schauspielerin. Ich will niemandem sagen, was ich frühstücke. Dieser Teil von Ruhm interessiert mich nicht.»

Filmkritik zu «Zero Dark Thirty» auf Seite 66

Viel giftiger

Sind radioaktive Abfälle einzigartig gefährlich, wie oft behauptet wird? Vergleiche zeigen: Chemischer Industriemüll stellt ein viel grösseres Problem dar als Atommüll. Mittels Wiederaufbereitung könnten atomare Überreste zudem deutlich entschärft werden. *Von Alex Reichmuth und Walter Rüegg*



20 000 Tonnen toxische Abfälle von der Schweiz nach Deutschland: Sondermülldeponie Heilbronn.

Jedes Jahr liefert die Schweiz etwa 20 000 Tonnen toxische Industrieabfälle zur Endlagerung nach Heilbronn in Deutschland. In Säcke verpackt, werden die Abfälle dort in ein riesiges Stollensystem transportiert, das früher dem Salzabbau diente. Ist ein Stollen bis oben gefüllt mit Säcken, wird er verschlossen und sich selber überlassen. Beim Müll handelt es sich beispielsweise um Filterrückstände von Verbrennungsanlagen. Diese sind hochgefährlich, enthalten sie doch jede Menge krebserregende Schwermetalle wie Blei, Kadmium, Quecksilber oder Arsen. Insgesamt lagern in den Stollen bei Heilbronn bereits 400 000 Tonnen Schweizer Sondermüll, wie der *Beobachter* letztes Jahr vorrechnete. Diese Art der Entsorgung von Giftmüll ist für die Schweiz ziemlich günstig. Pro Tonne Abfall bezahlt sie lediglich zwischen 200 und 400 Euro.

Bei radioaktivem Abfall sind die Kosten, die unser Land zu dessen Entsorgung auf sich nimmt, ungleich höher: Die Endlagerung atomarer Überreste in einem künftigen Tiefenlager kommt auf geschätzte vier Millionen Franken pro Tonne zu stehen. Dass der finanzielle Aufwand so gross ist, ist kein Zufall: Der strahlende Abfall wird nicht in einem ehemaligen Stollen gelagert, sondern in einem extra dafür angelegten Bunkersystem. Statt einfach in Säcke zu verpacken, lässt man den in Glas oder Keramik eingeschlossenen Atommüll in speziell gefertigte Stahlbehälter ein. Diese Behälter werden ihrerseits mit einer extrem undurchlässigen Bentonitschicht umhüllt. All das findet etwa einen halben Kilometer unter dem Boden in Opalinuston statt, der seit Millionen von Jahren wasserundurchlässig ist.

In der Bevölkerung nimmt man an, dass Abfälle aus Atomkraftwerken viel gefährlicher sind als alle anderen toxischen Überreste – und dass darum der ungleich grössere Aufwand zu deren Entsorgung gerechtfertigt ist. Bekräftigt werden solche Vorstellungen von Aussagen wie der von Greenpeace, wonach Atommüll «das gefährlichste Abfallprodukt der Industriegesellschaft» sei und «das langlebigste Erbe unserer Zivilisation».

1,5 Millionen Tonnen Sondermüll

Solche Behauptungen sind falsch. Die Entsorgung von chemischem Müll stellt sogar ein viel grösseres Problem dar als das der atomaren Abfälle – mengenmässig und von der Giftigkeit her. Allein in der Sondermülldeponie Kölliken, die seit einigen Jahren ausgehoben

wird, lagerten ursprünglich fast eine halbe Million Tonnen chemische Abfälle. Man muss alle Schweizer AKW mehrere Jahre laufen lassen, bis sie eine Menge an radioaktivem Abfall produziert haben, die vom toxischen Potenzial her vergleichbar ist mit dem des Grubeninhalts in Kölliken. Auch nach dem Aushub der dortigen Deponie wird der chemische Sondermüll aber niemals gleich aufwendig entsorgt wie Atomabfall.

Insgesamt produziert die Schweiz pro Jahr sogar etwa 1,5 Millionen Tonnen chemischen Sondermüll (wovon ein Teil nach Heilbronn geht). Die Toxizität dieses Mülls beträgt ein Mehrfaches derjenigen des radioaktiven Abfalls, den die Schweizer Atomwirtschaft in der gleichen Zeit erzeugt. In den Tausenden sanierungsbedürftigen Deponien und durch chemische Rückstände belasteten Orten der Schweiz liegt mit Sicherheit wesentlich mehr Gift herum, als alle hiesigen AKW je produzieren können. Atommüll hat zudem gegenüber Chemieabfällen einen wesentlichen Vorteil: Seine Bestandteile verlieren mit den Jahrhunderten und Jahrtausenden ihre Gefährlichkeit vollständig. Chemischer Müll hingegen bleibt ewig eine Bedrohung für die Umwelt.

Die Gefährlichkeit von radioaktivem Abfall besteht einerseits in der externen Strahlung, die von aussen auf den Körper einwirkt. Ohne Abschirmung wirken abgebrannte Brennstäbe darum sehr schädlich. Diese Strahlung geht allerdings vergleichsweise rasch zurück. Nach einigen hundert Jahren hat sie sich auf ein vernachlässigbares Mass zurückgebildet und stellt kaum mehr eine Gefahr dar. Mittels Aufbewahrung in dickwandigen Stahlbehältern kann der externen Strahlung wirksam vorgebeugt werden. Ihretwegen brauchte es kein Tiefenlager für 100 000 Jahre.

Chlor ist gefährlicher als Atommüll

Längerfristig bedeutender ist die Gefahr interner Bestrahlung. Diese wirkt im Inneren des Körpers, wenn der Mensch radioaktiv kontaminiertes Material über Nahrung und Trinkwasser aufgenommen hat (Ingestion). Auch wenn man den schlimmsten Fall annimmt, nämlich dass kontaminiertes Material in löslicher Form in den Nahrungskreislauf gelangt, so ist die Gefährlichkeit dennoch keinesfalls einzigartig. Zum Zeitpunkt der Einlagerung in ein Tiefenlager ist radioaktiver Abfall (bezüglich Ingestion) vergleichbar giftig wie Beryllium, Arsen oder Nikotin. Nach 1000 Jahren ist die Gefährlichkeit des Atommülls auf weniger als zehn Prozent gesunken. Nach 100 000 Jahren ist dieser Müll kaum mehr gefährlich (vergleichbar mit Eisen oder Kupfer). Hochradioaktive Abfälle sind allerdings in eine Keramik- oder Glasmasse integriert und darum extrem unlöslich. Berücksichtigt man dies, ist die Toxizität solcher Abfälle schon nach tausend Jahren mit der von Eisen oder Kupfer vergleichbar.

Anhand solcher Vergleiche ist klar, dass das Atommüllproblem weltweit gesehen ein untergeordnetes ist: Allein das von der Industrie jährlich produzierte Chlor ist von der Toxizität her etwa zehnmal gefährlicher als der Atommüll aller in Betrieb stehender Reaktoren in einem Jahr. Dasselbe gilt für Phosphate. Die Industrie insgesamt hinterlässt der Welt ein Sondermüllproblem, das bezüglich Giftigkeit gar mehrere hundert Mal grösser ist als das allen radioaktiven Abfalls. Auch in allen Kohlekraftwerken der Welt entsteht eine etwa hundertfach gefährlichere Menge an giftigen Stoffen. Es ist technisch und finanziell unmöglich, alle toxischen Rückstände der Industriegesellschaft so sicher zu entsorgen, wie es bei radioaktiven Abfällen vorgesehen ist.

Moratorium für Wiederaufbereitung

Das atomare Entsorgungsproblem könnte man zudem durch Wiederaufbereitung von abgebranntem Material wesentlich entschärfen. Dabei werden Uran und sogenannte Brutprodukte wie Plutonium von den verbrauchten Brennstäben abgetrennt und erneut für die Stromproduktion verwendet. Entsorgen muss man bei Wiederaufbereitung im Wesentlichen nur die relativ kurzlebigen Spaltprodukte, die in den abgebrannten Brennstäben enthalten sind.

Noch 1988 beurteilte der Bundesrat die Wiederaufbereitung als «sinnvolle Art der Eliminierung des Plutoniums und als bedeutende Schonung der Uranreserven». Doch im Oktober 2005 rollte der letzte Transport mit verbrauchten Kernelementen von der Schweiz in die französische Wiederaufbereitungsanlage La Hague. Denn seit 2006 gilt ein Moratorium, das im Kernenergiegesetz verankert ist. Das Rezyklieren von Atombrennstoff ist seither in der Schweiz verboten. Ein Hauptargument für das Verbot sind angebliche Gefahren während des Transports in die ausländischen Wiederaufbereitungsanlagen und zurück. Allerdings ist das strahlende Material während der Transporte in Stahlbehälter eingelagert, die alle denkbaren Unfälle unbeschädigt überstehen. Selbst wenn ein Behälter leckschlagen sollte, sind die Auswirkungen weit geringer, als wenn ein Tankwagen mit mehreren Tonnen Benzin explodiert.

Wiederaufbereitung (mit anschliessender Verglasung der verbleibenden strahlenden Überreste) würde nicht nur die Menge an radioaktivem Abfall stark verringern. Die Strahlung der Stoffe, die in diesem Fall noch entsorgt werden müssen, klingt auch deutlich rascher ab. Spätestens nach einigen tausend Jahren ist sie (auch bezüglich Ingestion) auf vernachlässigbare Werte zurückgegangen. Es würde kein Endlager für 100 000 Jahre brauchen. Doch dass die Wiederaufbereitung nach Ablauf des Moratoriums 2016 in der Schweiz wieder zugelassen wird, ist kaum anzunehmen. Zu stark ist der Druck der Antiatomlobby. Sie ist darauf angewiesen, dass sie das «ungelöste Abfallproblem» weiterhin als Argument gegen AWK-Strom einsetzen kann.

Rohstoffe

Endlager unnötig

Atommüll hat einen grossen finanziellen Wert und sollte nicht vergraben werden.

Radioaktive Abfälle werden als Bürde für künftige Generationen erachtet. Eigentlich aber sind sie kostbare Überreste. Diesen Blickwinkel wählte 2008 der Energiespezialist Edwin D. Sayre in einer Studie, die von einer Stelle der US-Regierung in Auftrag gegeben worden war. Sayre listete dabei auf, welche Wertstoffe in einer Tonne abgebranntem Kernmaterial enthalten sind. Bei diesen Stoffen handelt es sich um strahlende Rohstoffe wie Uran, aber auch um nichtstrahlende wie Rhodium und Ruthenium. Anhand der Katalogpreise errechnete er einen Wert von über 650 000 Dollar. Hochgerechnet auf ein grosses Kernkraftwerk von einer Gigawatt Leistung (entspricht etwa dem AKW Gösgen), ergaben sich pro Jahr «Abfälle» im Wert von über 20 Millionen Dollar.

Gemäss Sayres Zahlen hinterlassen alle Schweizer Atomkraftwerke während einer angenommenen Laufzeit von fünfzig Jahren Rohstoffe im Wert von etwa vier Milliarden Franken. Zwar sind die Preise dieser Rohstoffe starken Schwankungen unterworfen. Es besteht aber kein Zweifel, dass es hier um beträchtliche Summen geht. Der Wert des Atommülls könnte in den kommenden Jahren und Jahrzehnten zudem steigen, weil sich Kernbrennstoff verknappt oder weil es neue Möglichkeiten gibt, radioaktives Material zu nutzen.

Dass die Schweiz den radioaktiven Abfall ungenutzt vergraben will, stellt insofern eine Verschleuderung von Ressourcen dar. Sinnvoller wäre es, den Atommüll vorläufig in seinen Stahlbehältern zu belassen, die praktisch unzerstörbar sind – um künftige Technologien zur Wiederverwertung oder Entschärfung abzuwarten. Die Behälter könnten in einem Zwischenlager wie dem in Würenlingen aufbewahrt werden oder – wenn noch mehr Sicherheit gewünscht ist – in einer der vielen leerstehenden Gotthardfestungen. Nach beispielsweise hundert Jahren könnten nachfolgende Generationen entscheiden, was damit geschehen soll. Falls die Schweiz die atomaren Überreste dannzumal noch immer als Bürde betrachtet, könnte man diese immer noch unter der Erde entsorgen. Die entsprechenden finanziellen Mittel stünden in einem Fonds bereit.

Alex Reichmuth und Walter Rüegg



21. August 1936

Wie geht es der Schweiz?

Keinen wilden Optimismus und keinen ebenso wilden Pessimismus – was wir brauchen, ist ein kalter, klarer Blick, der die Dinge sieht, wie sie sind.

Von Karl von Schumacher

Wenn man bei uns gewisse Blätter, ganz gleich ob sie in frontistischer, korporativer oder marxistischer Erneuerung machen, durchliest, stösst man immer wieder auf Jammertiraden, die geeignet sind, den Glauben zu erwecken, die Schweiz sei wirklich das unglücklichste und von Gott verlassenste Land der Welt. Nun gehören auch wir bestimmt nicht zu denen, die alles nur durch eine rosarote Brille sehen wollen. Ja mehr als das: Wir sind überzeugt, dass wilder Optimismus nicht nur gefährlich ist, sondern auch ein ziemlich sicheres Anzeichen kommender Katastrophen. Es ist, als ob mitleidige Götter denen, die dem Verhängnis entgegentaumeln, wenigstens noch einige Stunden ungetrübten, wenn auch trügerischen Glückes gönnen wollten. Aber trotz allem, nicht besser als wilder Optimismus ist blinder Pessimismus, denn er wirkt lähmend, bedrückend einschläfernd und ist geeignet, das Unglück geradezu herbeizurufen.

Nein! Das einzig Richtige ist es, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind: Nicht zu optimistisch, aber auch nicht zu schwarz. Und wenn man das tut, wird man feststellen können, dass unsere Lage zwar alles eher als rosig, aber doch keineswegs verzweifelt ist.

«Bloss 5 Prozent Arbeitslose»

Da ist zunächst einmal die Frage der Arbeitslosigkeit. Wir haben Arbeitslose, an die hunderttausend Arbeitslose. Das ist viel! Sehr viel sogar! Aber trotzdem, wenn wir mit andern Ländern vergleichen, mit Amerika, England und Deutschland etwa, deren Methoden, handle es sich um Währungsabwertung oder um staatliche Arbeitsbeschaffung in gigantischem Ausmass, die von vielen bei uns immer wieder als Beispiel angeführt werden, so können wir feststellen, dass kein einziges dieser Länder auch nur den Stand der Arbeitslosigkeit zu erreichen vermochte, auf dem wir in der Schweiz heute stehen, und der uns als unerträglich erscheint. Während in Amerika 24,2 Prozent aller Erwerbstätigen ohne Arbeit sind, in England 8,6 Prozent und in Deutschland 5,9 Prozent, sind es bei uns bloss 5 Prozent. Und wie unendlich viel günstiger die Lage der Beschäftigten bei uns ist, wie viel höher vor allem die Löhne in der Schweiz sind als etwa im Dritten Reich, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. [...] Die Leute, die heute schon darnach schreien und dem

Bundesrat täglich die bittersten Vorwürfe machen, weil er sich nicht entschliessen will, nach den Methoden Hitlers oder Roosevelts zu regieren, erinnern einem an jene hysterischen Kranken, die ihrem Arzte Szenen machen, nur weil er sich weigert, ihnen gleich die stärksten und gefährlichsten Mittel zu verabreichen, die man nur in äussersten Notfällen anwendet.

Nun wissen wir wohl, was einem die Schwarzseher aus Neigung und Beruf entgegen, wenn man sie auf diese Dinge aufmerksam macht. «Ja», sagen sie, «das ist vielleicht



Arbeitslosendemonstration 1936 in Zürich.

schon möglich, dass es im Moment bei uns noch nicht ganz schlimm steht. Aber es wird mit jedem Tag schlimmer und man darf vor allem nie vergessen, dass, wie ein französischer Minister einmal sagte: «Gouverner c'est prévoir», dass Regieren die Dinge voraussehen heisst. Damit sind wir unbedingt einverstanden, dass die Regierenden, soweit es angeht, mit dem auch für den Weisesten nie ganz erkennbaren Faktor rechnen müssen, den wir Zukunft nennen. Aber damit sind wir durchaus nicht einverstanden, dass es bei uns immer schlechter und schlechter geht. Waren nicht die gleichen Leute, die das heute behaupten, auch diejenigen,

die noch vor einem Jahre jammerten, unser Bauernstand gehe rettungslos zugrunde und unsere Banken gingen rasch und unaufschiebbar dem vollständigen Bankrott entgegen. Heute aber sehen wir, dass sich die Lage für unsere Bauern, wenn auch vielleicht noch nicht genügend, so doch merklich verbessert hat und dass auch bei den Banken, nachdem eine ungesunde Entwicklung zur Zahlungseinstellung und Zusammenbrüchen geführt hat, sich die Lage bessert und dass vor allem das Vertrauen der Kundschaft in erfreulichem Masse zurückkehrt. Ähnlich können wir auch in unserem Export eine wenn auch leichte Besserung feststellen, trotzdem die gleichen Schwarzseher noch vor kurzem erklärten, unsere Ausfuhr sei eine rettungslos erledigte Sache.

«Aber die Fremdenindustrie und die SBB», jammern die Pessimisten, «dort gibt es wirklich nichts als Frequenzrückgang und steigende Defizite.» Hier müssen wir leider den Schwarzsehern recht geben, wenn auch mit der Einschränkung, dass die unerfreuliche Entwicklung in der Fremdenindustrie in der ersten Hälfte des diesjährigen Sommers zu einem guten Teil der Wetterlage zuzuschreiben war. [...]

Wo Mängel bestehen, da ist es ganz gewiss Pflicht der Presse und des einzelnen, immer wieder darauf hinzuweisen. Das ist auch unsere Meinung. Nur soll es sich um Hinweise auf tatsächliche Mängel handeln, nicht nur um allgemeines Jammern und Klagen über unsere verzweifelte Lage. Denn dieses Jammern ist nicht nur unnützlich, sondern schädlich. In der grauschwarzen Dämmerstimmung, die dadurch geschaffen wird, erlahmt jeder Mut und jede Unternehmungslust, und was kaum minder schlimm ist, man sieht vor lauter angeblichen Übeln die wirklichen nicht mehr. Darum kein wilder Optimismus und auch kein ebenso wilder Pessimismus. Was wir brauchen, das ist ein kalter, klarer Blick, der die Dinge sieht, wie sie sind, und ein energischer Wille, der es versteht, mit ihnen fertig zu werden. Es gibt einen Spruch, der sagt: «Es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen.» Vielleicht darf man ihn dahin ergänzen: «Es ist auch dafür gesorgt, dass sie nicht in die Hölle versinken.»

Karl von Schumacher (1894–1957) war Gründer und Chefredaktor der *Weltwoche*. Dieser Text ist einer seiner Leitartikel, die er wöchentlich auf der Frontseite publizierte.

So süß, dass man Karies bekommt

Flirten ist keine Kunst. Trotzdem fehlt vielen Leuten in der Schweiz das Talent dafür. Plädoyer für eine aussterbende Alltagsfreude. *Von Beatrice Schlag*

Wenn man Ausländerinnen und Schweizerinnen fragt, sagen sie, Schweizer Männer seien miserable Flirter: verklemmt im Ansprechen und wenig begabt, die Körpersprache richtig einzusetzen. Was die Schweizerinnen betrifft, sind Ausländer und Einheimische genauso harsch: Sie seien unfähig, Komplimente zu geniessen. Wenn man als Unbekannter etwas Nettos zu ihnen sage, werde man wie ein giftiges Insekt angesehen, vor dem man sich in Acht nehmen muss.

Beides muss man betrüblicherweise bestätigen, wenn man nach ein paar Jahren Ausland in die Schweiz zurückkehrt. Im Umgang mit neuen Gesichtern des anderen Geschlechts ist die Schweiz Ödland. Jeder italienische Gemüseverkäufer und jede amerikanische Supermarktkassiererin ist dagegen herzerwärmend. Der Italiener drückt das Retourgeld etwas länger in die Hand als nötig und behauptet, du werdest mit jedem Tag jünger. Die Amerikanerin an der Kasse sagt: «Ihr Armeif ist klasse.» Berufsroutine? Klar. Aufsteller? Oh, yes. Flirten im Alltag, wie geübt auch immer, macht schlicht Freude.

Wer «flirten» sagt, denkt an sexuelle Eroberung. Natürlich. Aber das ist das schwierigste Flirten. Da sind die Lockerheiten hierzulande weitgehend abhandengekommen. Ich werde nie den Mann vergessen, der sich in Zürich in einer Bar, wo ich allein an der Theke sass, auf den Stuhl daneben schwang und sagte: «Ich spreche Sie jetzt einfach an, obwohl Sie so mürrisch aussehen wie alle Frauen hier, die allein da sind.» Ich musste sehr lachen und dachte gleichzeitig: «Sehe ich jetzt auch schon so verbiestert aus, wie die Männer immer sagen?» Offenbar. Man geht allein in eine Bar, weil man allein ist, und möchte dringend nicht bedürftig aussehen, weil man genau das ist. Also schaut man mürrisch. Gibt es etwas Dümmeres? Nein. Warum sitzen wir abweisend und nicht unternehmungslustig da? Weil wir uns vor Enttäuschungen schützen, bevor sie eintreten können. Eine traurige Verzagtheit.

Amerikaner haben *pick-up lines*, Anmachsätze. Im Internet findet man sie zu Tausenden, einer angestrenzter als der andere. Möchten Sie als ersten Satz gesagt bekommen, dass Sie so süß sind, dass er Karies bekommt? Oder, dass seine Software sich in Hardware verwandelt hat, seit er Sie ansieht? Lausige Sätze. Männer sind meist nicht so wortgewandt. Und Frauen sind selten mutig genug, auf Männer zuzugehen, die nicht schlagfertig sind und

nur schauen. Wir haben uns in eine so bissige Ecke verkeilt, dass Frauen keine Nachsicht mehr mit ungeschickten ersten Männersätzen haben und Männer statt Abweisungen lieber Anregung im Internet suchen, wo ihr Begehren erwünscht ist.

Ernste Frauen

Es wird dauern, bis das verkachelte Mann-Frau-Verhältnis liebevoller wird. Könnten wir, bitte, unterdessen das Flirten da nicht vergessen, wo das Terrain weniger vermint ist? Flirten ist ja nicht nur ein Annäherungsversuch, sondern vor allem etwas, was den Alltag vergnüglicher machen sollte. Man muss allerdings im Kopf oder wo auch immer behalten, dass es fröhlicher sein könnte, dem Taxifahrer oder der Taxifahrerin ein Kompliment zu machen, als auf dem Hintersitz stumm das Fahrtgeld abzuzählen.

In Tram und Bus mit den Fahrern zu flirten, ist fast ein Muss, wenn er oder sie einem die Tür öffnet und wartet, bis man die letzten Meter gerannt ist. Da geht es nicht ums Wiedersehen-Wollen. Flirten kann es trotzdem sein, wenn man es nicht bei einem keuchend hervorgestossenen «Danke» belässt. Man kann fragen, ob sie oder er trotzdem den Fahrplan einhalten kann. Die Frage ist offenbar beliebt und die Antwort immer erschöpfend. Manche mögen das nicht unter Flirten abbuchen. Dann sind wir da anderer Meinung.

Unsere Lieblosigkeit im Alltag ist erschreckend, weil sie so unnötig ist. Schweizer sind freundliche Menschen, wenn man sie kennt. Aber der Kioskverkäuferin ein Kompliment zu machen, kommt den meisten nicht in den Sinn, egal, ob sie freundlich, gut gekleidet oder unerwartet hilfsbereit ist. Es ist wie ein Chip, der fehlt. Nicht dass man der Frau dringend ein Kompliment machen muss, weil sie einen harten Job hat. Sondern weil man viel vergnügter ins Tram steigt, wenn sie einen angelächelt hat und das nächste Mal begrüsst, als kenne sie einen.

Freundinnen sagen, sie könnten die charmanten Männer in ihrem Leben an einer Hand aufzählen, bei denen Sex kein Ziel ist, weil diese oder sie selbst verheiratet sind und Fremdgehen nicht im Raum steht. Trotzdem macht sie die Aufmerksamkeit vergnügt. Die meisten vergessen dieses Vergnügen, weil sie denken, es könne irgendwann ernst werden. Frauen neigen eh zu zu viel Ernst. Vor allem, wenn ein Mann charmant ist und sie verwirrt.

Dann werden sie sehnsüchtig und machen oft Dummheiten. Das wäre nicht so, wenn alle etwas leichtfertiger wären im Austeilen von Komplimenten. Das war eigentlich, was ich sagen wollte: Ein Kompliment ist ein Flirt. Manche flirten, um Sie zurückflirten zu sehen. Sie sind ein Spiegel, und jede Antwort tut gut. Beiden. Und manchmal verliebt man sich. Auch gut. Aber Behutsamkeit ist angesagt. ○



Männer sind meist nicht so wortgewandt.



Waterloo und Auferstehung

Ein übler Verrat, wechselnde Allianzen, Schweizer gegen Schweizer: Um 1500 geht es drunter und drüber in Norditalien. Bei Marignano kassieren die Eidgenossen eine brutale Niederlage – und gewinnen trotzdem das heutige Tessin. *Von Peter Keller*

Die Fallhöhe war enorm. Seit 200 Jahren galten die eidgenössischen Krieger als unbezwingbar, seit sie in einem ersten Gemetzel bei Morgarten (1315) Herzog Leopold I. und sein habsburgisches Gefolge in die Flucht geschlagen hatten.

Anfang des 16. Jahrhunderts kämpfen die Eidgenossen schon lange nicht mehr als Underdogs gegen ihre Unterdrücker. Im Gegenteil: Sie mischen selber mit im Konzert der Grossmächte. An ihrer militärischen Schlagkraft kommt keiner vorbei. Nicht einmal Könige und Kaiser. Die Schweizer zertrümmerten das Burgunderreich von Karl dem Kühnen und wiesen den deutschen König Maximilian in die Schranken, indem sie den Grenzkrieg am Rhein für sich entschieden (Schwabenkrieg 1499).

Nun richtet sich das Interesse gegen Süden. Zehntausende Schweizer tummeln sich im heutigen Italien. Es geht um Mailand, um die Lombardei, um den Einfluss Frankreichs. König, Kaiser und Papst mischen mit, Habsburger, Spanier, Venezianer. Mehr geht nicht. Mittendrin Scharen eidgenössischer Söldner. Mal kämpfen sie für den französischen König, mal gegen ihn. Mal bringen sie die Mailänder Herzöge an die Macht, um sie wieder schmächtig im Stich zu lassen. Schliesslich überspannen die Schweizer den Bogen: Der 14. September 1515 wird sich, wenn auch mit Verzögerung, ins kollektive Gedächtnis der Schweiz fressen: Marignano heisst das helvetische Waterloo. Die Unbezwingbaren ziehen ab – geordnet zwar, aber besiegt.

Wildes Geflecht von Allianzen

Im Viereck weichen die Eidgenossen zurück. Auch in der Niederlage bilden sie jenen mit Langspiesen bewehrten Schlachthaufen, der sie über die Jahrhunderte zur gefürchteten Siegesmaschine hat werden lassen. Gleichzeitig wird klar, dass diese archaische Kriegsform nicht mehr zeitgemäss ist. Die Franzosen haben die neue Taktik bereits beispielhaft vorgemacht: Sie kombinieren Reiterei und Bodentruppen mit Kanonen und Büchsen und richten damit ein wüstes Blutbad in den eidgenössischen Reihen an. 9000 bis 10000 Schweizer verenden auf den Äckern vor Mailand. Ein schlichtes, halbzerstörtes Beinhaus erinnert heute an die Gefallenen. Hier ruhten die Gebeine jener Schweizer, ist einer Marmorplatte beim Eingang zu entnehmen, die in der «battaglia dei giganti» – in der Schlacht der Giganten – umgekommen seien.



Die Schweizer überspannen den Bogen: Schlacht bei Marignano am 14. September 1515.

Es ist schwierig, in diesem Geflecht von Interessen und wechselnden Allianzen die Übersicht zu behalten. Schon länger wildert Frankreich im nördlichen Italien. Die Lombardei ist reich, Mailand ein wichtiges Handelszentrum. Zudem erhebt König Ludwig XII. von Frankreich (1462–1515) Anspruch auf das Herzogtum Mailand. Seine Grossmutter stammte aus dem Geschlecht der Visconti, die in der Mitte des 15. Jahrhunderts ihre Macht an die Sforza abtreten mussten. Eine offene Rechnung mehr.

Am 16. März 1499 schliessen die Eidgenossen mit dem frischgekürten Ludwig ein Bündnis auf zehn Jahre. Im gleichen Jahr helfen schon 5000 Schweizer Reisläufer mit, Mailand für Frankreich einzunehmen. Die Eroberung bleibt von kurzer Dauer. Im März 1500 erkämpft sich der vertriebene Ludovico Sforza sein Herzogtum zurück – mit Hilfe von 6000 Schweizer Söldnern ...

Das Ringen geht in die nächste Runde. Dieses Mal wirbt der französische König gleich 10 000 Mann an für seinen Kriegszug, und es geschieht, was die Tagsatzung, die Zusammenkunft der eidgenössischen Orte, vergeblich zu vermeiden versuchte: Es stehen Schweizer gegen Schweizer im Felde. Herzog Sforza und seine Truppen liegen umzingelt im Städtchen Novara. Werden sich die Luzerner,

Die Unbezwingbaren ziehen ab – geordnet zwar, aber besiegt.

Zürcher, Berner und Innerschweizer, Bündner und Walliser gegenseitig die Köpfe einschlagen? Siegt die Gier nach Gold über die gemeinsame Geschichte?

Ohne es ihre Geldgeber wissen zu lassen, nehmen die Reisläufer Verhandlungen auf. Die für Frankreich im Sold stehenden Schweizer garantieren ihren Mailänder Kollegen freien Abzug. Darüber hinaus dürfen die Belagerten den Herzog verkleidet rausschmuggeln, was aber misslingt: Ein Urner Söldner namens Hans Turmann soll seinen Herrn verraten haben. Die Franzosen setzen Sforza fest, er stirbt 1508 in Gefangenschaft. Dem Verräter bereiten die Urner einen angemessenen Empfang: Er wird Jahre später bei seiner Rückkehr in die Heimat mit dem Schwert hingerichtet.

Der Süden kommt nicht zur Ruhe

Mailand ist wieder französisch. Vorerst. Als Lohn hatte Ludwig XII. den Eidgenossen die Herrschaften Bellinzona, Locarno und Lugano versprochen. Daran mag er sich jetzt nicht mehr erinnern. Eine Söldnerschar aus Uri und Schwyz hilft nach und erobert im Frühjahr 1500 das nunmehr französisch gewordene Bellinzona. 1503 lenkt König Ludwig XII. in seiner Eigenschaft als Herzog von Mailand ein und überlässt im Vertrag von Arona den drei

Orten Uri, Schwyz und Unterwalden Stadt, Schloss und Grafschaft Bellinzona. Bis heute erinnern drei Burgen über dem Kantonshauptort an die lange Herrschaft der Innerschweizer über das Tessin.

Der Süden kommt nicht zur Ruhe. Besonders Uri hat ein starkes Interesse daran, seinen Einfluss über den Alpenriegel hinaus geltend zu machen. In den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts versuchen die Innerschweizer, ihre ennetbirgischen Territorien auszuweiten, um den Gotthardpass und andere Alpenübergänge, die zu den norditalienischen Märkten führen, unter ihre Kontrolle zu bringen.

Aufgeschreckt durch die Ereignisse von Novara, wo nur knapp und unter unrühmlichen Umständen ein Blutvergiessen zwischen Schweizer Söldnern verhindert werden konnte, versucht die Tagsatzung Ordnung im Kriegsgeschäft zu schaffen. Aufgrund der bereits 30 000 in Italien gefallenen Schweizer werden die Ratsherren in ihrem Entschluss bestärkt. Präsent waren zudem die Worte des Bruders Klaus, sich nicht in «fremde Händel» zu mischen. Am 21. Juli 1503 verabschieden die zwölf Orte eine gemeinsame Erklärung gegen das eigenmächtige Reislaufen und das Pensionswesen: Um sich das Wohlwollen und den Zufluss junger Söldner zu sichern, zahlten ausländische Herrscher üppige Pensionen (wiederkehrende Zahlungen) an die lokale Führungsschicht, die teilweise über Generationen ganze Regimenter stellten.

Die Orte verpflichten sich, alle öffentlich oder heimlich angebotenen Pensionen, Dienst- oder Gnadengelder sowie Geschenke von auswärtigen Fürsten abzulehnen, jedem ihrer Untertanen das eigenmächtige Reislaufen zu untersagen, jede unbefugte Soldwerbung auf dem Gebiet der Eidgenossenschaft mit der Todesstrafe zu belegen und sich in Fragen der Aussenpolitik der Meinung der Mehrheit zu unterwerfen.

Die Erklärung verpufft. Im April 1507 ist schon wieder ein vieltausendköpfiges Söldnerheer dabei, für König Ludwig einen Aufstand in Genua niederzuschlagen. Kurz darauf, am 4. Juli 1508, kapituliert die Tagsatzung und überträgt die Handhabung des Sold- und Pensionswesens wieder den einzelnen Orten. Zu lukrativ war das mörderische Geschäft mit den jungen Bauernsöhnen. Zu verlockend das Abenteuer auf den Kriegsschauplätzen Europas – zudem tauchte da jemand am Rande der Schweiz auf, der zu den einflussreichsten Männern seiner Zeit werden sollte: Kardinal Matthäus Schiner.

Walliser Kirchenfürst startet durch

Schiner kommt um 1465 im Oberwallis auf die Welt. Der Bergbauernbub zeigt schnell seine ausserordentliche Begabung. Wer arm und intelligent war in dieser Zeit, den liess man

Mailänderkriege

Zahlen und Fakten

Bei Marignano (heute Melegnano) treffen die Eidgenossen (rund 20 000 Mann) auf das französische Heer mit seinen Verbündeten (40 000 bis 50 000 Mann stark). Die Schweizer verlieren die Schlacht. Nahezu die Hälfte stirbt auf dem Feld.

Ursachen und Anlass

Verschiedene europäische Mächte ringen um die Vorherrschaft in Norditalien. Eidgenössische Söldnertruppen mischen unter wechselnden Fahnen mit. 1513 gewinnen die Eidgenossen gegen Frankreich und setzen ihren Schützling Massimiliano Sforza als Herzog von Mailand ein. 1515 startet Franz I. von Frankreich seine Gegenoffensive.

Folgen und Bedeutung

Die Niederlage von Marignano beendet die expansionistische Politik der Eidgenossen in Norditalien. Im Frieden von Freiburg 1516 überlässt der französische König Franz I. den Eidgenossen sämtliche Gebiete des heutigen Tessins. Die Schweiz verpflichtet sich zur Neutralität.

Chronologie der Ereignisse

1499 – Mailand wird französisch.

1500 – Rückeroberung Mailands mit Schweizer Hilfe.

Verrat von Novara: Herzog Ludovico Sforza von Mailand wird von den Franzosen gefangen genommen.

Sommer 1512 – Grosser Pavierzug. Eroberung von Domodossola und des Eschentals. Besetzung der Landschaften von Mendrisio, Balerna, Locarno und Lugano.

29.12.1512 – Schweizer übergeben Massimiliano Sforza Mailand.

6. 6. 1513 – Sieg der Schweizer bei Novara über Frankreich und Verbündete.

13./14. 9. 1515 – Schlacht von Marignano. Niederlage der Eidgenossen.

29. 11. 1516 – Ewiger Friede mit Frankreich. Franz I. überlässt der Eidgenossenschaft die Gebiete des heutigen Tessins.

Ausflugstipp

Die Stiftung Pro Marignano sorgt für die Restauration des Beinhauses von Mezzano und bereitet die Feierlichkeiten für das Jubiläum 2015 vor: www.marignano1515.ch



Zu geringe Summe: Ludwig XII.

Priester werden. Die ersten Brocken Latein bringt ihm sein Onkel, der Pfarrer in Mühlebach war, bei. Matthäus besucht die bischöfliche Schule in Sitten, später folgen Studien in Italien. 1489 wird er in Rom zum Priester geweiht. Nach einer Zwischenstation als Kaplan im Nachbardorf Ernen startet Schiner durch: 1492 wird er Kanzler des Walliser Landschreibers, 1496 Pfarrer von Ernen und Domherr von Sitten, 1497 Dekan von Valeria und schon mit 34 Jahren Fürstbischof und damit unumschränkter Landesherr über das Wallis (1499).

Sein diplomatisches Geschick und seine Organisationskraft bleibt den höchsten Kir-



Üppige Pensionen: eidgenössischer Reisläufer.



Franzosen-Feind: Kardinal Schiner.

chenmännern nicht verborgen – wie auch nicht seine offene Parteinahme für den Kaiser und den Papst im Streit um Mailand. Schiner wollte Frankreich aus der Lombardei drängen, um – da war und blieb er Walliser genug – seinen Landsleuten den wichtigen Verkehrsweg über den Simplon zu sichern. Er wurde zum wichtigsten Strippenzieher und Diplomaten Italiens, Intimus von Papst Julius II., der ihn zum Kardinal ernannte. Auf seine Initiative geht die Schweizergarde zurück, die im Januar 1506 erstmals ihren Dienst als persönliche Leibwache des Papstes aufnahm. Schiners römische Eröffnung.

Im März 1510 vermittelt der Walliser Kirchenfürst ein Bündnis zwischen Julius II. und den zwölf Orten gegen Bezahlung eines hübschen Jahrgelds. Zum Schutz des Kirchenstaates ist dem Papst die Anwerbung von bis zu 6000 Söldnern erlaubt. Im Verständnis von Julius wird der Kirchenstaat auch am Po und in Mailand verteidigt – dafür sollten die Schweizer die französische Vormacht in Norditalien brechen. Mit der Heiligen Liga im Rücken, einem Bündnis des Papstes mit Venedig und dem Königreich Aragonien (Spanien), geht es gegen die verhassten Franzosen. Ohne der Heiligen Liga effektiv beizutreten, entsendet die Tagsatzung im April 1512 rund 18000 Mann zum grossen Pavierzug.

Allzu viel Idealismus darf man von dieser Expedition nicht erwarten. Die Schweizer Treue hat ihren Preis – und diesen wollte König Ludwig XII. von Frankreich offensichtlich nicht zahlen: Für eine Erneuerung des 1509 ausgelaufenen Bündnisses bot er den Eidgenossen eine zu geringe Summe, was ihn letztlich teuer zu stehen kam. Auf dem Hinweg nach Mailand erobern eidgenössische Heere



Überraschend schnell: Franz I.

das französische Domodossola und besetzen die Landschaften Mendrisio, Balerna, Locarno und Lugano.

Vergoldetes Rückzugsangebot

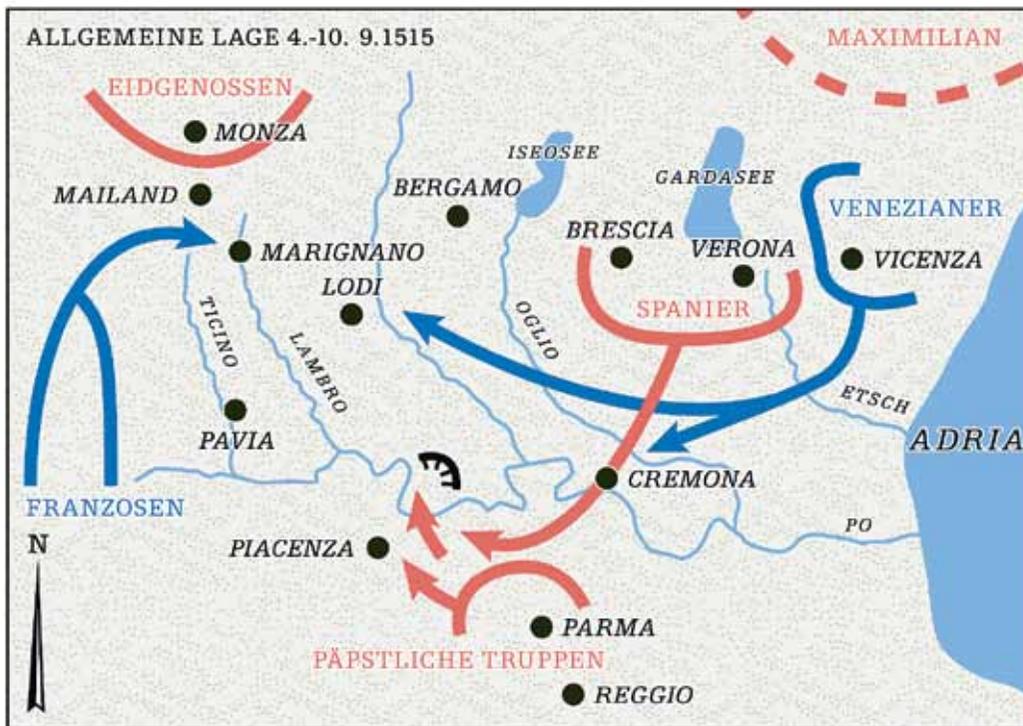
Auch den Durchmarsch in die Lombardei können die Franzosen nicht stoppen. Am 29. Dezember 1512 übergeben die Schweizer ihrem Schützling Massimiliano Sforza, Sohn des im Jahre 1500 vertriebenen und verratenen Ludovico, die Schlüssel von Mailand. Im Gegenzug tritt der junge Sforza Lugano und Locarno mit Seitentälern ab, den alliierten Wallisern das Eschental (Val d'Ossola) und den Bündnern

Präsent waren zudem die Worte des Bruders Klaus, sich nicht in «fremde Händel» zu mischen.

das Veltlin, Bormio und Chiavenna. Alle Alpenpässe vom Grosse Sankt Bernhard bis zum Stilfser Joch sind nun in der Hand der Eidgenossen und ihrer Verbündeten.

Die Herrschaft in der Lombardei ist nur von kurzer Dauer. Ob es allein an der organisatorischen Unfähigkeit der Eidgenossen lag, mit einem so komplexen Herzogtum wie Mailand fertig zu werden, wie die neuere Geschichtsschreibung meint? Mindestens so entscheidend scheint die veränderte personelle Konstellation zu wirken: Papst Julius II., der sich mehr als Territorialfürst denn als Kirchenoberhaupt verstand, war 1513 verstorben. Auf ihn folgt Leo X. (1513–1521), ein Renaissancepapst mit allen Vorzügen und Abgründen.

Auch in Frankreich kommt ein neuer Regent an die Macht: Franz I. (ab 1515). Diplomaten schilderten den jungen König als ritterlich,



Die Kriegsförm der Eidgenossen ist nicht mehr zeitgemäss: Norditalien kurz vor der Schlacht.



9000 bis 10 000 Schweizer verenden: Marignano.

grosszügig und gewinnend. Was sich positiv bemerkbar macht: Papst Leo X. und der französische Herrscher nähern sich wieder an. Nachdem noch Venedig aus der Heiligen Liga ausscheidet und die Seite wechselt, verlieren die Schweizer den letzten brauchbaren militärischen Verbündeten.

Franz I. rückt überraschend schnell in Norditalien vor – ohne den Respekt gegenüber den Eidgenossen zu verlieren. Davon zeugt sein Versuch, Mailand auf dem Verhandlungsweg zurückzugewinnen. Mit viel Geld. Er sichert den Unterhändlern die Zahlung von einer Million Kronen zu. Zudem anerkennt Frankreich den Besitzstand der Tessiner Eroberungen von 1500: Leventina, Blenio, Riviera und Bellinzona. Die westlichen Orte Bern, Solothurn und Freiburg halten das Angebot für attraktiv genug und ziehen ihre Truppen nach Domodossola zurück.

Kriegshandwerk bleibt bestehen

Alles bestens? Weg frei für den vergoldeten Rückzug? Nicht mit Kardinal Schiner. Der überzeugte Franzosenfeind zieht predigend einen Teil der Truppen auf seine Seite. Die Basis wittert Verrat und Bestechung. Selbst ihren Hauptleuten geht der Vertrag gegen die Ehre: «Vor anderthalb Jahrzehnten hatte ein Schweizer Söldner einen Herzog von Mailand verraten, diese Schande sollte sich nicht wiederholen, ob Massimiliano Sforza diese Treue nun wert war oder nicht», fasst der Historiker Volker Reinhardt die Stimmung zusammen.

Unter den Aufrührern befindet sich ein junger Glarner Feldgeistlicher namens Huldrych Zwingli. Auch er folgt dem Rat des «antifranzösischen Hardliners» Schiner und ruft zum

Kampf gegen die verabscheuten Rivalen auf. Die folgende Schlacht bei Marignano (heute Melegnano) macht aus Zwingli einen erbitterten Gegner des Soldwesens. Sein vehementer Kampf gegen die Reisläuferei und das Pensionswesen wird die Glaubensspaltung in der Schweiz entscheidend vorantreiben.

Die Verklärung von Marignano zur heldenhaften Niederlage wird sich erst später durchsetzen. Der Berner Chronist Valerius Anshelm (1475–1547) beschreibt die Geschehnisse nüchtern. Den ersten Ansturm vom 13. September können die Franzosen parieren. Während die verbündeten Venezianer herbeieilen, macht

Mit der Niederlage von Marignano endete die expansionistische Politik der Eidgenossenschaft.

sich im Lager der Schweizer Disziplinlosigkeit breit. «So blieben aber die Eidgenossen zerstreut an Haufen stehen [...] in grossem Trost und Hunger, auch so liederlich und fahrlässig, dass niemand da war, auch von den Hauptleuten, der sie zusammen an einen sichern Standort und in Ordnung mit Rat und Anschlag geführt hätte.» Am nächsten Tag vollendet das französische Heer «in guter, starker Ordnung, mit gewaltigem nach allen Seiten gerichteten Geschütz» sein Werk.

Immerhin ist der Ruf der Schweiz noch so intakt, dass die Sieger den geordneten Rückzug der Eidgenossen nur kurz verfolgen, um sie dann ungestört abziehen zu lassen. Vielleicht war es auch Weitsicht. König Franz I. von Frankreich hatte gar nicht das Ziel, die Schweizer zu demütigen und in einen neuen Revanchekrieg zu schlitern. Volker Rein-

hardt: «Der am 29. November 1516 in Freiburg geschlossene Friedensvertrag zeigte ein weiteres Mal, dass der Sieger die Besiegten weiterhin als Machtfaktor respektierte. In kluger Abwägung seines Vorteils überliess Franz I. den Eidgenossen sämtliche Gebiete des heutigen Kantons Tessin; darüber hinaus fielen das Veltlin mit Bormio sowie Chiavenna an die Drei Bünde.»

Mit der Niederlage von Marignano endete die expansionistische Politik der Eidgenossenschaft in Norditalien, aber nicht das Geschäft mit der Reisläuferei. Schon 1521 schliesst Frankreich ein exklusives Abkommen mit den Schweizern, das auch die Anwerbung von Söldnern einschliesst. Schätzungsweise 100 000 Reisläufer liessen sich für das 15. Jahrhundert errechnen. Gut die Hälfte kehrte nicht zurück. Trotz der brutalen Bilanz: Das Kriegshandwerk bleibt bis ins 18. Jahrhundert eine der wichtigsten Einnahmequellen in den alpinen Gebieten.

Und was geschieht mit Mailand? Auch die französische Herrschaft ist nicht von Dauer. 1519 wird Karl V. zum römisch-deutschen König, im Hintergrund hat Kardinal Schiner die Fäden für seinen Wunschkandidaten gezogen. Ein Offensivbündnis mit Papst Leo X. führt 1521 zur Rückeroberung der Lombardei – wieder unter Mitwirkung eines eidgenössischen Heeres...

Schlachtenserie, nächste Folge:
Die Schweizer Glaubenskriege von Kappel





Kruppstahl-Tugenden, gepaart mit Bardot-Genen: Supermodel Claudia Schiffer, 2012.

Stil & Kultur

Frau in Stücken

Von *Dantele Muscionico*

Gibt es Gründe, die Deutschen zu lieben? Oh doch, es gibt sie. Berichtet ein englisches Boulevardblatt versöhnlich, nachdem David Cameron die EU nicht eben gentlemanlike kritisiert hatte. An den Deutschen liebenswert, sagen die Briten, sei demnach: das deutsche Auto, erstens. Und zweitens: Die schönste Frührentnerin auf Mallorca, Deutschlands Schnittmuster der erfolgreichsten

chener Frau, fleischgewordene deutsche Wertarbeit – Claudia Schiffer.

Dass auf Platz drei der Hitliste ein nieder-sächsischer Kräuterlikör mit einem Hirsch als Markenzeichen steht, soll den Wert der Umfrage nicht schmälern, im Gegenteil. Wenn sich die Briten noch vor dem Alkohol für eine Frau entscheiden, muss an ihr ganz unterschieden etwas dran sein.

Doch was? Claudia Schiffer ist, wenn die Waschmittel-Clementine nach Geld riecht. In ihren besten Jahren verdiente sie eineinhalbmal so viel wie Cindy Crawford und dreimal so viel wie Linda Evangelista. Sie ist Karl Lagerfelds beste Erfindung, sie hatte in ihm sieben Jahre lang einen Vater – und einen Vertrag mit

Chanel. Das Model als gemachte Frau hat eine doppelte Bedeutung. Claudia Schiffer, deutsche Kruppstahl-Tugenden, gepaart mit französischen Bardot-Genen. Matrize, Matratze, die Schiffer war immer nur das eine, war die Blaupause für alles, was deutsch und was schön ist; mögen andere Models andere Ambitionen haben und Wege zum Ruhm, Frau Schiffer hat sich diesbezüglich nie unter ihrem Niveau amüsiert. Nicht einmal für Fotoshootings.

Ein Fotoshooting ist immer auch eine Mascherade. Dies zu betonen und dadurch den Blick wieder zurückzulenken auf die Frau dahinter, das haben sich zwei international renommierte Künstler zum Ziel ihrer Zusammenarbeit gesetzt: die deutsche Grafikerin

und Malerin Tina Berning und der italienische Modefotograf Michelangelo Di Battista. Er fotografiert Gesichter, stellt sie als mediale Hochglanzfläche her, die wir kennen und erwarten. Sie nun übermalt diese, fügt Zeichnungen ein, Nähte und Kommentare.

Es ist auf diesem Bild genauso wie im richtigen Leben. Oder nachts an einer Hotelbar. Frauen werden in ihre Einzelteile zerlegt, das Bruststück, die Lenden, die Schenkel. Nur, dass in der Kunst daraus wieder ein Ganzes werden kann, im besten Fall. Und, dass sich das Stück in Stücken zu einem guten Preis an einen Sammler wieder verkauft.

«Claudia Underwater, 2012» ist Teil der Ausstellung «15 Jahre Camera Work» in Berlin, bis 2. März.

Belletristik

- 1 (–) **Jussi Adler-Olsen**: Das Washington-Dekret (*DTV*)
- 2 (1) **Paulo Coelho**: Die Schriften von Accra (*Diogenes*)
- 3 (2) **Jonas Jonasson**: Der Hundertjährige ... (*Carl's Books*)
- 4 (5) **Vina Jackson**: 80 Days – Die Farbe der Lust (*Carl's Books*)
- 5 (6) **Sandra Brown**: Blinder Stolz (*Blanvalet*)
- 6 (4) **Martin Suter**: Die Zeit, die Zeit (*Diogenes*)
- 7 (3) **Vina Jackson**: 80 Days – Die Farbe der Erfüllung (*Carl's Books*)
- 8 (8) **Camilla Läckberg**: Der Leuchtturmwärter (*List*)
- 9 (–) **Timur Vermes**: Er ist wieder da (*Eichborn*)
- 10 (–) **Thomas Meyer**: Wolkenbruchs wunderliche Reise ... (*Salis*)

Sachbücher

- 1 (1) **Detlef Pape**: Schlank im Schlaf (*Gräfe und Unzer*)
- 2 (–) **Jack Gehring**: Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 3 (–) **Jamie Oliver**: Jamies 15-Minuten-Küche (*Dorling Kindersley*)
- 4 (–) **Pola Kinski**: Kindermund (*Insel*)
- 5 (7) **Florian Illies**: 1913 – Der Sommer des Jahrhunderts (*Fischer*)
- 6 (2) **Rolf Dobelli**: Die Kunst des klaren Denkens (*Hanser*)
- 7 (9) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland**: Myboshi – Mützenmacher (*Frech*)
- 8 (5) **Christoph Stockar**: Der Schweizer Knigge (*Beobachter*)
- 9 (8) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland**: Myboshi – Mützen und mehr (*Frech*)
- 10 (3) **Pierre Dukan**: Das Dukan-Diät-Kochbuch (*Gräfe und Unzer*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Müller und Gnädinger

Schaltet man den Fernseher ein, schaut einem mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit Mike Müller als Bestatter oder als Giacobbo-Kumpan entgegen. Macht man sich einen schönen Abend im Kino, so erwartet einen schon wieder Mike Müller – als Velokurier («Dead Fucking Last»). Und auch im Theater stösst man früher oder später wieder auf Müller. Mit seiner Omnipräsenz erinnert er an einen anderen Schweizer Schauspieler: Mathias Gnädinger. In den 1980er und 1990er Jahren gab es kaum einen Schweizer Film, kaum eine TV-Serie ohne Gnädinger. Dass die beiden sich auch von ihrem Körperbau her ähnlich sind, dürfte kaum ein Zufall sein. Sie repräsentieren jene heimelige Gemütlichkeit, wie man sie in jeder guten Stube schätzt. (rb)

Prekäre Beziehung

Der Briefwechsel zwischen Peter Handke und Siegfried Unseld ist ein grandioses Stück Literaturgeschichte. Von Pia Reinacher



«Viele Druckfehler»: Handke (l.), Unseld.

Ohne seinen grossmütigen Umgang mit schwierigen Autoren wäre Siegfried Unseld mit seinem Suhrkamp-Verlag nie zum bedeutendsten Verleger der deutschen Nachkriegszeit geworden. Auf die Kränkungen, Attacken und Launen eines seiner Lieblingsautoren pflegte er mit der Geduld einer Mutter, der Geistesgegenwärtigkeit eines Löwenbändigers und der kaufmännischen Listigkeit eines Buchhalters zu reagieren. Es war ein labiles Gleichgewicht, das die Beziehung zwischen ihm und dem Schriftsteller Peter Handke bestimmte. Sie hätte jeden Moment scheitern können. Und das blieb so bis zum Tod des Verlegers.

Jetzt kann man im eben erschienenen Briefwechsel das Abenteuer dieser libidinösen Verstrickung nachlesen – mit all den Höhenflügen und Abgründen. Die Sammlung ist ein kostbares Dokument zur deutschen Literaturgeschichte, aber auch ein heiss-kaltes Protokoll einer prekären Beziehung. Begonnen hatte sie 1965 mit dem respektvollen Brief Unselds an den 23-jährigen Schriftsteller. Er bestätigt dem damaligen Studenten der Rechtswissenschaft, dass er bereit sei, den Debütroman «Die Hornissen» zu publizieren. Und er rückt ihn gleich in die Nähe der renommiertesten Suhrkamp-Autoren: «Ich glaube, dass sich Ihre Arbeit neben denen von Peter Weiss und Ror Wolf gut ausnehmen und die Perspektiven dieser Autoren weiterführen wird.»

Ob dieser schwungvolle Respekt auch eine raffiniert platzierte winzige Schmeichelei enthielt – wer möchte das so genau wissen? Jedenfalls verfehlt der Satz nicht seine Wirkung. Handke antwortet dem «Sehr geehrten

Herrn Doktor», dass ihn «die Nachricht über die Massen gefreut» habe. Sogar den Hinweis, dass noch an «einigen umständlichen Formulierungen» gefeilt werden müsse, quittiert der Jungautor milde mit den Worten, dass ihm «in der Zwischenzeit selber einige kleine Stellen verdächtig» erschienen seien.

Wer wen ernährt

Mit dem Austausch dieser Artigkeiten ist es allerdings rasch vorbei. Die Verbeugung wird bald durch «Lieber Herr Unseld» ersetzt und pendelt sich mit «Lieber Siegfried» auf Augenhöhe ein. Der Verleger muss sich immer deutlicher um die Gunst seines Autors bemühen. Dieser ist sich seines rasch wachsenden Erfolgs bewusst und damit seines Marktwertes. Die Verbindung wird komplizierter, Verletzlichkeiten, Narzissmus und Eigensinn irritieren. Unseld wird phasenweise zum Bittsteller, der allerdings nie seine Würde verliert und selten seine Beherrschung. Handke dagegen gefällt sich in der Attitüde, die Hand zu beissen, die ihn nährt – nicht ohne dem Verleger deutlich zu verstehen zu geben, dass er den Verleger ernähre –, um gleichzeitig pedantisch über Vorschüsse, Honorare und Steuervorteile zu verhandeln.

Handke ist sich seines rasch wachsenden Erfolgs bewusst und damit seines Marktwertes.

Jetzt ist es der Schriftsteller, der eine Liste mit «den vielen Druckfehlern» vorlegt, die nicht zu übersehen seien, so «erhaben auch mein Gefühl über die Tatsache des Buches ist». Zäh kämpft er um Umschläge, Ausstattung, Klappentexte, Lektoren. Dass der Verleger mit Marcel Reich-Ranicki freundschaftlich verkehrt, der Handke einmal mit Courths-Mahler verglich, ruft ein längeres Zerwürfnis hervor. Ein Wunder ist allerdings, dass diese Beziehung nie aufhört. Mit seinem letzten, rührenden Brief, kurz vor seinem Tod, schickt Unseld Handke ein handgebundenes Exemplar des tauffrischen Buches: «Das hast Du für drei Tage allein. Es ist ein schönes Buch geworden, aber es ist ein grossartiges Werk, eine bedeutende Dichtung. Ich gratuliere Dir (und mir!).»

Peter Handke, Siegfried Unseld: Der Briefwechsel. Hrsg. von Raimund Fellingner und Katharina Pektor. Suhrkamp, 2012. 798 S., Fr. 59.–

Leben im Edel-Provisorium

Über Ausländer darf man herziehen. Sofern sie reich sind. Jetzt auch auf der Bühne. Von Rico Bandle

Ein Modewort unserer Zeit lautet: «Parallelgesellschaft». Meist wird es verachtend gegenüber Ausländern verwendet, die sich nicht integrieren. Oder gegenüber Gruppierungen, die sich angeblich abschotten. Auch Theaterleute bilden eine Art Parallelgesellschaft. Oft halten sie sich nur ein paar Wochen in einer Stadt auf, die sie kaum kennen, ihr Radius beschränkt sich auf die paar Meter zwischen Proberaum und Künstlerkneipe. Damit unterscheiden sie sich kaum von Expats, jenen internationalen Fachkräften, die von multinationalen Firmen temporär irgendwohin auf der Welt geschickt werden – und dort oft unter sich bleiben. Um an das Geld der Expats zu kommen, nehme die Schweiz «noch so gern Parallelgesellschaften in Kauf», schreibt das Theater Neumarkt, das sich in seinem neuesten Projekt mit diesen hochqualifizierten Nomaden beschäftigt.

Integrationskurs als Strafe

Die Expats haben keinen guten Ruf: Ist von ihnen die Rede, offenbart sich gerade in vermeintlich toleranten Kreisen eine unterschwellige Ausländerfeindlichkeit. Über ihren Lebensstil, ihren angeblichen Unwillen zur Integration darf man sich laut empören. Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) forderte kürzlich, Expats müsse man vermehrt zu Integrationskursen anhalten. Ihnen soll es nicht bessergehen als anderen Ausländern. Dabei ist

offensichtlich: Verordnete Sprachkurse für Schlechtqualifizierte dienen dazu, deren Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu erhöhen, jene für temporär ansässige Expats, die ungeliebten Reichen zu piesacken.

Zurück zum Theater. Barbara Weber, Co-Direktorin des Zürcher Theaters Neumarkt, hat zahlreiche Gespräche in der *international community* geführt und die Aussagen zu einem Stück zusammengeschlüsselt. Da sind junge Businessleute, die nichts machen als arbeiten und joggen («Es geht nicht ums Laufen, sondern um den Wettkampf»), die kein stabiles Sozialleben haben, dafür teure Autos und Sätze sagen wie: «Ich brauche keine Wurzeln, sondern ein Netzwerk.» Und da ist eine Familie, in der jedes Mitglied eine andere Sprache spricht. Ein Leben im Provisorium, bis in Singapur oder New York der nächste Job mit einem noch höheren Lohn ruft.

Diesen klischeehaften Figuren zuzuschauen, ist durchaus heiter, und weil Klischees oft mehr mit der Wirklichkeit zu tun haben, als einem lieb ist, ist die Darstellung wohl auch nicht ganz realitätsfremd. Die Lacher jedenfalls haben die Theaterleute auf ihrer Seite: Endlich hat man's diesen «meritokratischen Eliten» gezeigt! Und ist dabei erst noch einigermaßen liebevoll geblieben. Bei aller Abneigung scheinen sich die zwei Parallelwelten doch irgendwie anzuziehen.

Expats: Ein Projekt von Barbara Weber. Theater Neumarkt, Zürich, bis 16. März



Parallelwelten ziehen sich an: «Expats» im Zürcher Theater Neumarkt.

Heisser Atem, kühler Kopf

Von Peter Rüedi

Die Gelegenheiten, bei denen Oliver Lake, der siebzigjährige Altsaxofonist aus St. Louis, auftritt, sind Anlässe der avancierteren Szene improvisierter Musik. Eigentlich war Lake ja nie die ganz richtige Besetzung für die Rolle des Hausheiligen europäischer Free Freaks. Die europäischen Musiker selbst, mit denen der Pionier aus den Zeiten der Black Artists Group (BAG, der St.-Louis-Parallelorganisation der Chicagoer Association for the Advancement of Creative Musicians, AACM) sich gern trifft, passen nicht in eine solche Schublade, jedenfalls nicht mehr im Sinn einer auf Teufel komm raus inszenierten Provokation. Sie – in diesem Fall der Bassist Christian Weber, der Drummer Dieter Ulrich und der Posaunist Nils Wogram – praktizieren längst, jeder für sich und gelegentlich zusammen, eine so sensible, vielseitige, offene und klug organisierte Kunst, dass die den gelegentlich noch etwas verbissenen Hörgewohnheiten einer orthodoxen Free-Gemeinde weit voraus ist.

Da gab es ja, dies- und jenseits des Limes, schon immer viele Missverständnisse, Borniertheit liess sich bei den Anhängern des Wohltemperierten wie im Gegenlager ausmachen. Lakes Musik wurzelt in einer grossen (schwarzen) Tradition. Wenn er, in harmonistischer Emphase, gleich alles als eine Einheit sieht, «Dixieland, bebop, soul, rhythm & blues, cool school, swing, avant-garde jazz, free jazz, rock», so steckt der Mitbegründer des legendären World Saxophone Quartet den Rahmen zwar sehr weit. Zweifellos aber findet er mit Weber, Ulrich und dem zusätzlichen Gast Wogram die selbstverständlichsten Synergien. Alle sind sie tolle Geschichtenerzähler. Der Mitschnitt vom Zürcher Unerhört!-Festival 2011 ist ein hochenergetischer Vorgang, aber auch einer von hohem Kunstverstand; ein transatlantischer Diskurs auf der Basis vieler Gemeinsamkeiten, nicht zuletzt der des gemeinsamen Nenners Ellington – nicht nur in Dieter Ulrichs ingenieussem Arrangement des Originals «Johnny Come Lately», sondern schon in Wograms «gestrecktem» Blues «Listen to Your Woman». Der Posaunist hat die Freiheiten, die dem Gast gebühren, und er nutzt sie mit Umsicht. Wie alle hier. Unerhört, *indeed*.



Oliver Lake, Christian Weber, Dieter Ulrich (feat. Nils Wogram): All Decks – Live at Unerhört!. Intakt CD 222/2013

Top 10

Knorrs Liste

1	Lincoln Regie: Steven Spielberg	★★★★★
2	Django Unchained Regie: Quentin Tarantino	★★★★★
3	Life of Pi Regie: Ang Lee	★★★★★
4	Oh Boy Regie: Jan-Ole Gerster	★★★★☆
5	The Hobbit Regie: Peter Jackson	★★★★☆
6	Silver Linings Playbook Regie: David O. Russell	★★★★☆
7	Flight Regie: Robert Zemeckis	★★★★☆
8	Quartet Regie: Dustin Hoffman	★★★★☆
9	Gangster Squad Regie: Ruben Fleischer	★★★★☆
10	Jack Reacher Regie: Christopher McQuarrie	★★★☆☆

Kinozuschauer

1 (1)	Django Unchained Regie: Quentin Tarantino	40 842
2 (-)	Lincoln Regie: Steven Spielberg	12 342
3 (-)	Gangster Squad Regie: Ruben Fleischer	12 037
4 (-)	Flight Regie: Robert Zemeckis	11 057
5 (2)	Life of Pi (3-D) Regie: Ang Lee	6680
6 (3)	Schlussmacher Regie: Matthias Schweighöfer	6649
7 (-)	Quartet Regie: Dustin Hoffman	6358
8 (4)	Silver Linings Playbook Regie: David O. Russell	5882
9 (-)	Chasing Mavericks Regie: Michael Apted	4772
10 (5)	The Hobbit (3-D) Regie: Peter Jackson	4294

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	The Expendables 2 (Impuls)
2 (1)	Das Bourne-Vermächtnis (Universal)
3 (2)	Ted (Universal)
4 (3)	Abraham Lincoln – Vampire ... (Fox)
5 (6)	Intouchables (TBA)
6 (4)	Para-Norman (Universal)
7 (5)	Total Recall (Sony)
8 (9)	Universal Soldier (TBA)
9 (7)	To Rome with Love (Universal)
10 (10)	Was passiert, wenn's passiert ist (Univ.)

Quelle: Media Control



Waghalsiges Konzept: «Zero Dark Thirty» mit CIA-Agentin Maya (Jessica Chastain).

Kino

Eine Höllenfahrt

Kathryn Bigelows «Zero Dark Thirty» über die Jagd auf Bin Laden ist frei von Hurra-Patriotismus. Ein ungewöhnlicher Thriller.
Von Wolfram Knorr

Schon vor einem Jahr rumorte es um das Filmprojekt. Es sei, hiess es, ein heisses Thema im Fadenkreuz, die Geheimdienste seien mit im Spiel, das Umfeld des Präsidenten. Es ging eigentlich um die spektakuläre und gelungene Jagd auf Osama Bin Laden, aber noch eigentlicher um einen unzulässigen Einblick in geheime Unterlagen, die die Sicherheitsbehörden dem Drehbuchautor Mark Boal und der Regisseurin Kathryn Bigelow gewährt haben sollen. Das behaupteten jedenfalls die Republikaner, die darin eine unlautere Hilfe für die Wiederwahl des Präsidenten Barack Obama sahen. Doch der Polit-Sprengsatz wurde entschärft und der Start von «Zero Dark Thirty» auf Dezember 2012 verschoben. Und mit dem Zugriff auf Geheiminformationen war es auch nicht so schlimm, wie republikanische Kreise vermutet hatten.

Denn ein weiterer Film mit dem Titel «Seal Team Six: The Raid on Osama Bin Laden» (deutscher Titel: «Code Name Geronimo») unterscheidet sich im Handlungsverlauf nicht wesentlich von «Zero Dark Thirty». In beiden Filmen werden die Spuren nach Abbottabad verfolgt, wird in den Behörden heftig das Für und Wider diskutiert, spielt eine CIA-Agentin eine wesentliche Rolle und wird schliesslich Bin Ladens Anwesen gestürmt. Entscheidend jedoch ist ein Unterschied: In «Code Name: Geronimo» wird mit Folter gedroht, in «Zero Dark Thirty»

diese mit rigoroser Drastik gezeigt, was Bigelow die heftige Kritik einbrachte, sie legitimiere Folter, um an entscheidende Informationen zu kommen. Aber Bigelow beginnt mit einer beklemmenden Montage, die die Mechanismen von Gewalt und Gegengewalt schonungslos zeigt: In den ersten fünf Minuten sind vor schwarzer Leinwand verzweifelte Hilferufe aus einem der Twin Towers zu hören, denen abrupt das grausame Waterboarding folgt.

«Code Name Geronimo» von John Stockwell («Into the Blue») ist ein konventionelles Helden-Epos, das ganz bewusst auf Folterszenen verzichtet, um die heroische Leistung Amerikas nicht zu «verunreinigen». Insofern ist der Film, der hier nur auf DVD erscheint, als eine Art Lackmus-Probe für «Zero Dark Thirty» ziemlich interessant. Stockwells Epos verhält sich zu Bigelows Film wie ein patriotischer Höhenflug zu einer trüben Höllenfahrt, wie ein Fussmarsch zu einem Gedankenmarsch. Bei Bigelow gibt es am Ende, nach gelungener Jagd, nur Katzenjammer. Wenn die CIA-Agentin Maya (Jessica Chastain), vom Navy-Seals-Team, das Bin Ladens Wohnkomplex stürmte, kaum beachtet, nach erfolgreicher Mission als einzige Passagierin in ein Transportflugzeug steigt, das sie zurück in die USA bringen soll, fragt der gutgelaunte Pilot, wo es denn hingehen solle. Eine Antwort gibt sie nicht.

In «Zero Dark Thirty» gibt es keine Zuneigung oder gar Affären, keine privaten Einblicke oder Kommentare; nur den reibungslosen Mechanismus der Bürokratie. Es gibt nicht einmal, was zu jedem Hollywood-Spielfilm gehört: die Dramaturgie von Steigerung, den Höhepunkt des finalen Umschwungs. CIA-Agentin Maya steht mehr oder weniger im Mittelpunkt, treibt die Suche nach Bin Laden voran, verliert bei einem Bombenattentat eine Freundin und, einmal in die trübe Sphäre des Handelns geschleudert, wird nie zur Identifikationsfigur. Ein kühnes, waghalsiges Konzept; es belegt die Kompromisslosigkeit Kathryn Bigelows und Mark Boals. ★★★★★

Weitere Premieren

Jagten — In dänischer Provinz-Idylle wird Lucas (Mads Mikkelsen), ein allseits beliebter Kindergärtner, zum gejagten Wild jener Gemeinde, die ihn zuvor schätzte. Weil die vierjährige Klara (Annika Wedderkopp) sich von Lucas missverstanden wähnt, erzählt sie der Kindergärtnerin, er habe sich vor ihr entblösst. Damit löst sie eine Lawine aus, die Lucas zu zerstören droht. Klara, die Tochter von Lucas' besten Freunden, ahnt bald instinktiv, dass sie zu weit gegangen ist. Doch ihre zaghaften Versuche, ihre Behauptungen rückgängig zu machen, werden von den Erwachsenen genau umgekehrt interpretiert: Das Kind schämt sich, und



Wüste Geschichten: «Jagten» mit M. Mikkelsen.

Lucas ist erst recht pervers. Bald erzählen auch andere Kinder wüste Geschichten über ihn. Thomas Vinterbergs («Festen») Jagdszenen sind hochgradig beklemmend. Der Zuschauer ist Mitwisser von Lucas' Unschuld und teilt dadurch seine emotionale Ohnmacht, während Lucas' soziales Umfeld ihn immer aggressiver wie einen Fremdkörper eliminieren will. Das steigert sich zum poeschen Albtraum: Man möchte eingreifen, kann aber nicht. 1934 machte Lillian Hellman mit ihrem Bühnenstück «The Children's Hour», in dem ein Mädchen zwei Lehrerinnen beschuldigt, lesbisch zu sein, Furore. Die Auswirkungen sind verheerend. 1961 verfilmte William Wyler mit Audrey Hepburn und Shirley MacLaine den Stoff. In beiden Fällen geht es um die Vorurteile einer Erwachsenenwelt, die dem reinen Kindermund a priori Glauben schenkt. ★★★★★



Arnold Schwarzenegger in «The Last Stand».

The Last Stand — *Big Arnold is back.* Wie ein zu lang benutzter Nussknacker fristet er sein Rentnerdasein als Sheriff in einem Kaff nahe der Grenze zu Mexiko – bis er wieder gebraucht wird und noch einmal mit Power-Pose dem FBI und allen Grosstadt-Bullenjungs zeigen kann, was so eine richtige Bulldozer-Harke ist. Einem Drogenboss gelingt in L.A. eine spektakuläre Flucht, die ihn – klar – ins Schwarzenegger-Kaff führt. Besonders unfreiwillig komisch an der Baller-Orgie ist Forest Whitaker als verschnarchter FBI-Chef. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Wie beurteilen Sie Dustin Hoffman, der jetzt mit 75 Jahren zum ersten Mal bei «Quartet» Regie führt? J. P., Zurzach



Ganz korrekt ist die Behauptung über sein Regiedebüt nicht. Hoffman hat schon früh am Theater inszeniert, und bei «Straight Time» (1978), einem Gefängnisfilm, war er Regisseur, spielte aber auch die Hauptrolle. Als Actors-Studio-Absolvent beanspruchte er viel Aufwand für die jeweiligen Rollen. Deshalb bat er nach zwei Wochen seinen Mentor

Ulu Grosbard (mit dem er am Broadway gearbeitet hatte), die Regie zu übernehmen. Hoffman ist ein Besessener, der sich nicht mehr um anderes kümmern konnte (oder wollte). Genau da liegt aber auch das Dilemma seines Anti-Helden-Image («The Graduate», «Little Big Man»): Je irrer er sich mit Präzisionsarbeit in eine Rolle «hineinfräste», desto mehr entfernte er sich – grotesk – von der Wirklichkeit (die er ja anstrebte). Es blieb eine sehenswerte, aber pure Virtuosität.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Die Kugeln sind gefallen

Von Rico Bandle

Es ist die bestgesicherte Sendung des Schweizer Fernsehens. Nur ganz wenige Leute dürfen das kleine Studio im Leutschenbach betreten. Darin befindet sich für den Fernsehzuschauer nicht sichtbar ein Tresor. Dessen Code kennt nur eine Amtsperson, die jede Aufzeichnung vor Ort beobachtet.

Zweimal wöchentlich wird die vier Minuten dauernde Sendung aufgezeichnet und – einige Stunden später – auf SRF 1 ausgestrahlt.

Letzten Samstag, Punkt 19.20 Uhr, war es wieder so weit. Erst das Intro mit den animierten Kugeln, eine Frauenstimme ohne Gesicht begrüsst das Publikum. Im Studio hat sich ein waschmaschinenähnlicher Plexiglasbehälter zu drehen begonnen, wie von Geisterhand gesteuert fallen die Kugeln hinein. Ein nerviges Hintergrundgedudel läuft in einer Endlosschleife: Haben die keine andere CD?

Die Maschine entledigt sich der ersten Kugel. «Und hier sind die Lottozahlen von heute: neun, sieben, vierunddreissig, vier, siebenundzwanzig, neunundzwanzig.» Die Sprecherin passt ihren Sprachrhythmus der sterilen Monotonie der vollautomatischen Ziehung an. «Nun folgt die Ziehung der Glückszahl.» Gelbe Kugeln tanzen in einem kleinen Glasbehälter. «Sie lautet: drei.» Aha.

«Der Jackpot wurde nicht geknackt», sagt die Sprecherin gänzlich emotionsfrei. Dann folgt die «Replay-Zahl», was auch immer das sein soll. Die Lottokugelziehungs-Maschinenentwickler zeigten sich hier von der kreativeren Seite: Die knallroten Bälle sind in einer Reihe übereinandergestapelt, bevor sie in den Glaszylinder fallen. Nach dem Mischritual wird die Siegerzahl Neun in einem Lift hochgefahren.

Zuletzt die «Joker-Zahl». Wie hier die bunten Bälle den Zuschauern entgegenrollen, ist für jeden alten Kugelbahnbauer eine Augenweide. «Weiterhin einen schönen Abend und auf Wiedersehen. Bis nächsten Mittwoch», wünscht die geichtslose Stimme.

Und man wundert sich, dass die vielen Nichtlottospieler im Land diese Sendung seit 43 Jahren klaglos hinnehmen.

Ziehung des Schweizer Zahlenlottos: Mittwoch, 21.40 Uhr und Samstag, 19.20 Uhr, SRF 1.

Lärmpegel: hoch

Galeristin Ursula Koller lud letzte Woche zum Frauen-Lunch. Es kam die Crème der Zürcher Damenwelt. Von Hildegard Schwaninger



«Alles Frauen, die etwas leisten»: Gastgeberin Koller.

Ich mache seit über fünfzig Jahren Auktionen, aber einen solchen Lärmpegel habe ich noch nie erlebt», schmunzelte **Pierre Koller**, der Grandseigneur der Zürcher Galeristen, und überblickte amüsiert die Schar der Frauen, die an ihm vorbeidefiliierten. Seine Frau, **Ursula Koller**, hat gegen neunzig Damen zum Lunch ins Restaurant «Metropol» eingeladen. «Es sind alles Frauen, die etwas leisten – und ohne die ihre Männer nicht geworden wären, was sie sind.» Ursula Koller selbst ist so eine Frau der Tat. Tough, und wie ihre Gäste hinter vorgehaltener Hand unken: «Sie bestimmt, was zu Hause abgeht.» Ursula Koller ist Malerin, hat drei Söhne auf die Welt gestellt, jahrzehntelang ihrem Mann den Rücken gestärkt und führt eine eigene Galerie (Kunst im West). Und jetzt haben die Kollers, damit es ihnen nicht langweilig wird und weil sie wissen, dass sich am besten jung hält, wer aktiv bleibt, eine Galerie in ihrer Ferienheimat Engelberg eröffnet. Pierre Koller: «Ein winziges Lädli, aber es macht einen Riesenspass.» Ein Einheimischer, der an der Galerie-Eröffnung war, nicht ohne Bewunderung: «Unter den wetterfesten Frauen in ihren Schneeanzügen sah Frau Koller aus wie die Queen.» Ja, sie trägt am liebsten Haute Couture.

Unter den Damen sah man die Crème der engagierten Zürcher Damenwelt: **Christine Gräfin Henckel von Donnersmarck** (macht

Wohltätigkeit für Burma, ihr Neffe ist der Oscar-gekrönte Regisseur Florian Henckel von Donnersmarck [«Das Leben der Anderen»], Verlegerin **Ellen Ringier**, ihre Schwägerin **Evelyn Lingg-Ringier** (Mutter von Robin Lingg, dem zukünftigen starken Mann bei Ringier), die Kunst- und Eventmanagerin **Diana Segantini** mit ihrer Mutter **Ragnhild Segantini** (hüten in Maloja das Atelier Segantini), Haute-Couture-Königin **Rosmarie Amacher**, Ärztin **Stefanie Senning** und **Corinne Koller**, die Frau von **Cyril Koller**, dem



Verleger-Ehepaar Ellen und Michael Ringier.

ältesten Koller-Sohn, heute Chef der Galerie Koller. Pierre und Ursula Koller haben elf Enkel.

Es war ein Mittagessen mit Stil. Ursula Koller, die den Anlass allein organisierte (kein

Eventmanager hatte seine Hand im Spiel), wollte ihren Freundinnen nicht nur Kulinarisches bieten (Crevettencocktail, Geschnetzeltes mit Rösti, Drei-Früchte-Sorbet), sondern auch geistige Nahrung. Dafür bot sie ihre Verwandtschaft auf. Erst Sohn **Philipp Koller**. Der ist Kommunikationsspezialist (seine PR-Firma heisst «Raum für Kommunikation») und dozierte über die Wichtigkeit von Kommunikation. Die Damen setzten seine Theorien an den Tischen wortreich in die Praxis um.

Dann kam **Dominik Zehnder**, der Neffe von Ursula Koller (Brigitte Zehnder, die Frau von Unternehmensberater Egon Zehnder, ist ihre Schwester), zu Wort. Der mit einer Chinesin verheiratete Spezialist für Global Wealth Management erklärte – ganz der Vater – den anwesenden Damen die Welt. Amerika und die BRIC-Staaten, die Kurssprünge chinesischer Aktien, die Problematik der Sparzinsen und Obligationen, alles wurde da abgehandelt, was die Menschen und ihre Portefeuilles so bewegt. Zwischen diesen Vorlesungen spielte eine Drei-Mann-Band (Harry alias Satchmo) Dixiemusik. Ein vergnügliches Mittagessen.

Prinzgemahl Pierre Koller ist geistreich und ein Gentleman. Er liess es sich nicht nehmen, auch ein paar Worte zu sagen. Freute sich, dass Frauen aus allen Weltgegenden zu Gast waren (Russland, Tschechien, Norwegen, Rumänien, Frankreich, Deutschland, USA, Österreich, Italien), aber vor allem, dass die Schweiz ein



Praxis der Kommunikation: Philipp Koller.

grossartiges Land sei: «Auch mit einer schlechten Regierung sind wir gut dran.» Und er wusste auch warum: «Wir haben die Gene von Wilhelm Tell.»

Ursula Koller als tüchtige Geschäftsfrau nutzte den Anlass, um Werbung für ihr Business zu machen. An den Wänden des Restaurants hingen Werke des Malers, den sie ausstellt (Fasnachtsbilder von André Wilhelm). Um den Hals trug sie Blutkorallen in Diamantfassung von Bulgari (hat ihr der Göttergatte bei Koller Auktionen gekauft). Koller, begeistert: «Alle Frauen schauen; Ursula ist meine beste Botschafterin.»

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Ein Segelboot und ein Pferd

Die Marketingspezialistin Patricia Wirz, 33, und der Riskmanager Peter Lützelflüh, 34, haben im vergangenen Oktober geheiratet. Viele komplizierte Überlegungen gingen diesem Schritt voraus.



Codewort «Fisch-Mac»: Ehepaar Lützelflüh-Wirz.

Patricia: Wir lernten uns vor zehn Jahren bei der Arbeit kennen und sahen uns beinahe täglich. Nach den Weiterbildungen, die wir beinahe zum gleichen Zeitpunkt abschlossen, waren wir reif für die Ferien. Da wir inzwischen befreundet waren, trug uns Peter gemeinsam im entsprechenden Kalender ein. Ich akzeptierte es und überliess Peter die Organisation des Urlaubes. Erst im letzten Moment erfuhr ich die Destination. Wir gingen als Kollegen nach Djerba, und dementsprechend geschah in dieser Woche auch nichts. Ich spürte allerdings ein Kribbeln, fragte mich aber, ob es nur der Reiz der Situation sei oder ob es sich um ein echtes Gefühl handle.

Peter: Wir hatten beide langjährige Beziehungen hinter uns und ich auch einige kürzere Sachen. Man geht vorsichtiger an eine neue Liebe heran, wenn man viele Erfahrungen gemacht hat. Als wir uns schliesslich ineinander verliebt hatten, mussten wir uns beide eingestehen, dass wir gar nicht mehr wussten, wie so ein erstes Date funktioniert.

Patricia: Den ersten Abend als Verliebte verbrachten wir im Media-Markt. Am Anfang gab ich mich auch nicht zu hundert Prozent so, wie ich wirklich bin. Es steht so viel auf dem Spiel, es gibt Erwartungen: eigene und die des anderen. Man will nichts falsch machen und sieht

gleichzeitig seine Freiheit gefährdet. Der grösste Schritt war die Entscheidung, eine gemeinsame Wohnung zu beziehen. Ich dachte: «Entweder gibt es kein Zurück mehr – und ich werde nie mehr alleine leben. Oder dann muss ich eines Tages wieder ausziehen.» Diese irrationalen Ängste hatten damit zu tun, dass mir diese Liebe sehr wichtig ist. Die Bedenken erwiesen sich glücklicherweise als überflüssig.

Peter: Für mich war klar: Wenn ich nicht mit dieser wunderbaren Frau zusammenbleiben werde, dann mit niemandem mehr. Dieses gute Gefühl war tief in mir drin, und es gab mir die Sicherheit, etwas wirklich zu wollen. Die gemeinsame Wohnung erwies sich als Segen, denn der gemeinsame Alltag entwickelte sich erfreulich: Man muss das Zusammensein nicht mehr immer planen, es ist einfach da, und manche praktischen Aufgaben lassen sich in einem gemeinsamen Haushalt auch einfach effizienter erledigen.

Patricia: Die anfängliche Vorsicht löste sich auch bei mir bald in Luft auf, was sich unter anderem darin zeigte, dass ich am Abend auch einmal in einer Jogginghose rumhängen konnte und mich dabei wohl und zufrieden fühlte. So ist es geblieben. Während eines längeren Gesprächs, in dessen Verlauf Peter bemerkte, dass in emanzipierten Zeiten auch Frauen einen Hochzeitsantrag machen könnten, winkte ich ab. Das wollte ich sicher nicht tun. Wir verabredeten einen Code, der ihm signalisieren sollte, das ich bereit sei für die grosse Frage. Wir einigten uns darauf, dass ich einen Wunsch äussern sollte, etwas Aussergewöhnliches, was ich sonst nie machen würde: einen Fisch-Mac und Pommes essen zu wollen. Als es so weit war, ich den Besuch im Fastfood-Restaurant anregte und wir hingehen wollten, sagte Peter – fürsorglich, wie er ist: «Lass es bleiben, sonst wird dir noch schlecht.» Die Message hatte er dennoch erhalten.

Peter: Die Schachtel mit dem Ring überreichte mir ein Elefant im Kinderzoo Rapperswil. Über hundert Leute waren Zeugen, als ich auf dem Riesentier angeschaukelt kam. Heute ist unser Glück perfekt, soeben sind wir aus den vierwöchigen Flitterwochen zurückgekehrt. Ein Haus haben wir schon gebaut, ob wir Kinder wollen, wissen wir noch nicht. Ein Segelboot und ein Pferd zu haben, wären auch schön.

Protokoll: Franziska K. Müller

Knicks in Paris

Von Andreas Thiel — Schwäche macht die Mächtigen zu Ohnmächtigen.

Thiel: Bitte, Frau Widmer-Schlumpf, gehen Sie nicht nach Paris.

Widmer-Schlumpf: Wieso nicht?

Thiel: Weil Sie sonst wieder einknicken. Hallo? Wo sind Sie? Ah, hier unten. Was machen Sie denn da?

Widmer-Schlumpf:

Entschuldigen Sie, ich bin eingeknickt.

Thiel: Sie sollten nicht so hohe Absätze tragen. Wo waren wir?

Widmer-Schlumpf: Ups! Danke fürs Festhalten, hahaha, jetzt wäre ich beinahe wieder eingeknickt.

Thiel: Sie knicken ja immer überall ein.

Widmer-Schlumpf: Das kann nicht sein. Hoppla!

Thiel: Vorsicht, nicht einknicken!

Widmer-Schlumpf: Aua!

Thiel: Kommen Sie, ich helfe Ihnen hoch.

Widmer-Schlumpf: Danke.

Thiel: Die Franzosen drängen doch nur auf Neuverhandlungen, weil sie gemerkt haben, dass Sie bei allen Verhandlungen – Vorsicht!

Widmer-Schlumpf: Ui! Schon wieder ...

Thiel: Aber ich glaube, Sie werden sowieso nicht mehr lange im Amt sein. Eine Bundesrätin, die immer – Achtung! Kommen Sie, ich halte Sie fest ...

Widmer-Schlumpf: Es ist nichts, ich bin nur ... Also, was war Ihre Frage?

Thiel: Ich fragte mich, was jemand, der immer einknickt, im Bundesrat macht.

Widmer-Schlumpf: Ich sage mir einfach jeweils: Eine andere Lösung wäre noch schlechter gewesen.

Thiel: Natürlich gibt es immer eine noch schlechtere Lösung. Und für diese gibt es dann auch wieder eine noch schlechtere Lösung, und so weiter. Aber das ist doch kein Argument für eine schlechte Lösung. Wo sind Sie?

Widmer-Schlumpf: Hier unten, Moment, ich bin gleich wieder ...

Thiel: Wie wäre es, wenn Sie am Verhandlungstisch statt einknicken einfach nur einnicken würden?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Kraftprotz Gedächtnis

Wellness für den Kopf



Wie war Ihr Name schon wieder? Wissen Sie manchmal auch nicht mehr wo Ihnen der Kopf steht? Keine Angst, Ihre Ressourcen sind noch lange nicht ausgeschöpft.

Wäre es nicht schön und angenehm, sich in einer noch vor kurzem fremden Gesellschaft bewegen zu können und trotz der

Anzahl von 20 Personen jeden mit dem richtigen Namen ansprechen zu können?

Erleben Sie in einem 3-stündigen Kurzlehrgang, zu welchen Leistungen Ihr Gedächtnis fähig ist. Sich Namen und wichtigen Kleinkram merken, Tagesabläufe im Kopf abspeichern, dringende Termine oder jederzeit relevante Informationen aus dem Gedächtnis abrufen ist einfacher, als Sie glauben. Vieles, was uns Menschen wichtig ist, wird im Gedächtnis automatisch gespeichert, aber häufig fehlt uns später der Zugriff darauf.

Ihr Gewinn: Sie werden in 3 Stunden lernen, wie Sie sich gezielt Namen, Kundendaten, Termine und viele tägliche Wichtigkeiten zuverlässig merken können. Sie erhalten Memorytechniken für den

Alltag, um sich alles Wesentliche besser einzuprägen, damit Sie es später bei Bedarf exakt und detailliert aus Ihrem Gedächtnis wieder abrufen können. Ihr Gedächtnis wird zum Notizzettel.

Zielgruppe: Alle Weltwoche-Leser die ihre geistigen Ressourcen besser nutzen wollen, um dadurch ihre geistige Leistungsfähigkeit zu steigern und die Arbeit weniger stressig zu finden. Sie brauchen nach diesem Seminar keinen Einkaufszettel mehr und können sich auch mit Leichtigkeit Witze merken.

Wichtig: Sie erhalten die Gebrauchsanweisung, wie Ihr Gedächtnis funktioniert und wie man es richtig anwendet. Erleben Sie Wellness fürs Gehirn.

Ein gutes Gedächtnis braucht:

Vorstellungskraft • gute Wahrnehmung • Einsatz aller fünf Sinne • Konzentration auf das Wesentliche • Denken in Bildern • Humor und Fantasie • abstraktes Denken • Begeisterung • Spass an verrückten Dingen



Weltwoche-Spezialangebot

Veranstaltungsorte

Freitag, 15. März: Zürich
Montag, 18. März: Bern
Donnerstag, 21. März: Basel
Freitag, 22. März: Luzern
Dienstag, 5. März: St.Gallen
Donnerstag, 4. April: Zürich (zusätzlich)
Jeweils von 14 bis 17 Uhr.

Preis pro Teilnehmer:
Fr. 230.- (statt Fr. 290.-)

Anmeldungen

E-Mail: verlag@weltwoche.ch
mit folgenden Angaben:
Teilnahmeort, Anzahl Personen und Rechnungsadresse.

Veranstalter

Kurt Hollenstein, 9245 Oberbüren
www.multibrain.ch

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick

Mehr Recherche

Mehr Vielfalt



Einmalig Fr. 5.-



Neu



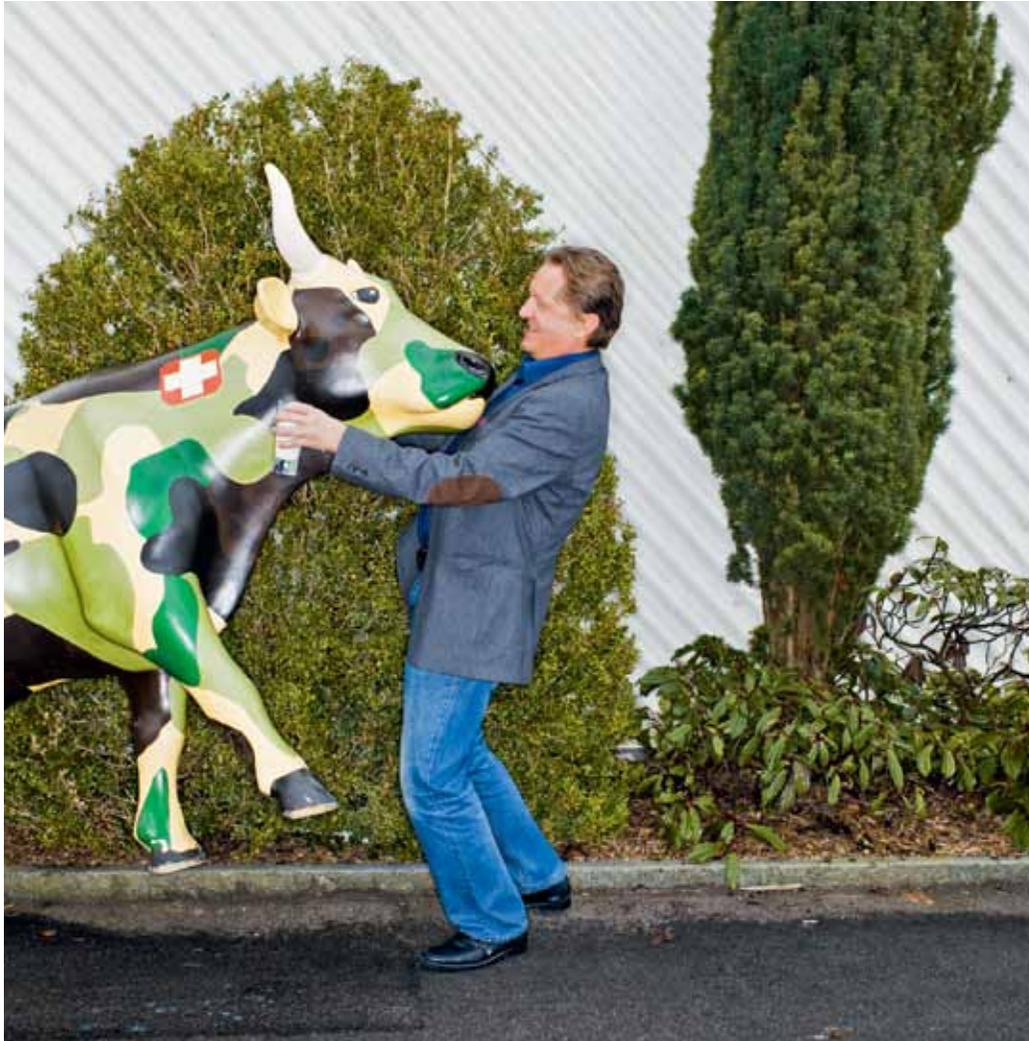
Bestellen Sie jetzt ein digitales Probe-Abonnement für nur Fr. 25.-. Sie erhalten 8 Wochen lang Zugang zur Weltwoche online sowie zu den Apps (einmaliger Download Fr. 5.-).

Telefon: 043 444 57 01, Mail: kundenservice@weltwoche.ch oder unter www.weltwoche.ch/abo.

DIE WELTWOCH
80 JAHRE QUALITÄT

«Ich war wild und zeitlos»

Christian Frommherz, CEO des Schweizer Uhrenherstellers Hanowa, erklärt sein Unternehmen und kritisiert die Swissness-Vorlage.



«Gut, ich vergess Amerika»: Unternehmer Frommherz.

Herr Frommherz, mögen Sie sich an Ihre allererste Uhr zurückbesinnen?

Natürlich. Das war eine Bucherer, die ich in Basel für ein Heidengeld gekauft hatte. Handaufzug, extrem flach, sah aus wie eine Golduhr – eigentlich hat sie überhaupt nicht zu mir gepasst damals, da ich die Haare lang trug und eher wild und zeitlos war.

Wie gelangten Sie zur Uhrenindustrie?

Alles begann mit einer kaufmännischen Lehre bei Agon, einer dem ehemaligen SSIH-Konzern angehörigen Firma. Als ambitionierter Fussballer [beim FC Concordia Basel, d.Red.] tummelte ich mich zwar lieber auf dem Rasen als in der Wirtschaft herum, doch liess sich damals im Halbprofi-Stadium noch nicht so viel Geld verdienen. Und der Kompromissvorschlag meines Vaters war: Fussball ja, aber nur in Verbindung mit einer KV-Lehre.

Sie gingen lieber auf Nummer sicher, anstatt Ihrem Sporttraum nachzulaufen.

Damals war mir dieses Risiko zu gross. Nach abgeschlossener Ausbildung wollte ich eigentlich meinen Master in den USA machen, hatte bereits ein Stipendium der University of California in Los Angeles in der Tasche. Doch der ehemalige Direktor von Agon bot mir an, eine seiner vielen kleinen Firmen zu übernehmen. Ich dachte zuerst, er mache einen Spruch, doch am Montag fand ich im Büro tatsächlich den Vertrag vor, und mein Gehalt war so hoch, dass ich sagen musste: «Gut, ich vergess Amerika.» (Lacht)

Wie ging die Reise weiter, die letztendlich in Ihre Selbständigkeit führte?

Zwei Jahre nach der Übernahme von Continental waren wir sehr gut unterwegs. Gleichzeitig traten in der Schweiz die allerersten Entwicklungen in Richtung Mode-Uhren auf. Ein Produzent und Bestandteillieferant

aus Hongkong, zu dem ich gute Kontakte hatte, war im Besitz einer Lizenz für Benetton-by-Bulova-Uhren und bot mir an, bei ihm einzusteigen. Das war 1986.

Hatten Sie keinen schweren Stand gegen Hayeks Swatch-Konzern?

Auf sieben Swatch-Uhren kam damals eine von Benetton by Bulova. Doch Swatch war natürlich der mächtige Marktriase, und als man diesen anzugreifen versuchte, stieg ich aus und machte mich selbständig.

Wie emotional ist Ihr Bezug zum Gegenstand Uhr?

Würden Sie sechs Monate bei uns arbeiten, müsste ich das nicht erklären. In unserem Segment lebt das Produkt konstant sozusagen, es verändert sich laufend. Man hat den Bezug zu allen Beteiligten, auch zu den Verkaufsstellen. Man ist am Puls des Geschehens.

Wie stark unterscheiden sich die einzelnen Modelle, nach denen im Schweizer Uhrenmarkt verlangt wird?

Das Nord-Süd-Gefälle ist trotz der Landesgrösse ausgeprägt. In der welschen Schweiz sind die Modelle weniger «laut», in der Deutschschweiz dürfen sie sportlicher sein, und im Süden spricht man von der sogenannten italienischen Grösse, und auch freche Farben sind erwünscht.

Und wohin geht der Trend?

Nach wie vor sind etwas gesetztere Modelle gefragt. Im Gegensatz zu der Zeit vor der Finanzkrise, in der auch plakative Modelle getragen wurden, ist jetzt sportlich-schlichte Eleganz angesagt. Heutige Trendsetter-Uhren sind ausserdem überdurchschnittlich flach.

Wie stehen Sie zur «Swissness»-Vorlage?

Die neue Regelung schiesst meiner Ansicht nach übers Ziel hinaus. Damit schützt man die grossen Unternehmen und macht die kleinen kaputt. Gefragt ist vielmehr eine breitgefächerte industrielle Denkweise. Der Markt verlangt nach Einsteigeruhren, damit die Leute später einmal eine Luxusmarke kaufen.

Wie liesse sich dieses Ziel erreichen?

Indem «Swiss made» nur noch für Uhrenmanufakturen gilt, die in der Schweiz versteuern, in der Schweiz Personal beschäftigen und hier ein Unternehmen und nicht nur einen Briefkasten besitzen.

Sind Sie ein pünktlicher Mensch?

Absolut, das ist für mich sehr wichtig, gerade bei einer Verabredung mit einer Frau, aber natürlich auch geschäftlich. Darum gehen alle meine Uhren immer zehn Minuten vor.

Christian Frommherz, 55, ist seit 2010 Geschäftsführer des Uhrenherstellers Hanowa mit Sitz in Solothurn, der 1963 von Hans Noll gegründet worden war und 36 Mitarbeiter zählt. Die Firma stellt Uhren in den Sparten Sport, Performance und Lifestyle her. www.hanowa.ch

Die Fragen stellte **Oliver Schmuki**.

Rioja von oben

Von Peter Rüedi



In diesem Wein schwingt Mythisches mit, das heisst eher in der Geschichte dessen, der für ihn verantwortlich ist. Telmo Rodríguez, 49, ist eine der charismatischen Figuren der neueren spanischen Weinszene. Er wuchs auf dem Gut seiner Eltern in der Rioja Alta auf, das heisst wie die Station aus einer grösseren Liturgie: Nuestra Señora de Remelluri. Wegen Differenzen mit seinem Vater gründete er in den Neunzigern die eigene Compañía de Vinos Telmo Rodríguez, unter welchem Dach heute Weine von neun Betrieben zwischen Málaga und Galicien produziert werden.

Allein, die Compañía ist kein Massenbetrieb, sondern die Vernetzung von neun mittleren Bodegas. Rodríguez ist auf die Verschiedenheit der Böden aus, auf naturnahe Produktion (Verzicht auf Herbizide, Kunstdünger, Bewässerung etc., Reaktivierung alter Sorten, kurz alles, was sich unter welcher Variante von Bio immer längst als gemeinsamer Nenner, ja fast Gemeinplatz durchgesetzt hat). Jetzt, mit dem Rückzug des Vaters Jaime, ist der verlorene Sohn auf Remelluri zurückgekehrt. Eine Heimkehr. Als Erstes hat er die eigenen Reben von denen getrennt, die der Betrieb von Vertragspartnern zukaufte. Die kommen jetzt als «Lindes de Remelluri» auf den Markt und ergeben einen Wein mit viel Frucht, aber auch mehr Kanten und Ecken als die allzu eingängigen Bestseller aus dem Pop-Bereich der beliebten Zone.

Ein sehr grosser Wein ist der Remelluri Reserva 2007. Mit 90 Prozent Tempranillo hält er locker den Vergleich mit um ein Mehrfaches teureren Bordeaux aus (die Lafite nachempfundene Etikette ist kein Zufall). Trotz etwas viel Holz eine feine, würzige, nur dezent vanillige, erdige Aromatik, fein und klar strukturiert am Gaumen. Steht erst am Anfang umfangreicherer Offenbarungen, ist also unbedingt zu dekantieren. Am Preis gäbe es nichts zu mosern, fände man im Netz nicht deutlich günstigere deutsche Angebote in Euro (16.80/17.80). Was soll's. Ohne Papierkrieg und Lämpen direkt auf den Tisch, ist manchem die Differenz wert. Mir zum Beispiel.

Lindes de Remelluri 2009 Rioja DOC. 13,5%. Fr. 19.40
Remelluri Reserva 2007 Rioja DOC. 13,5%. Fr. 29.60
Beide Küferweg. www.kueferweg.ch

Dreimal Rot für einen Valentin

Von Jürg Zbinden

1 — Wie der Geburtstag kehrt auch der Tag Valentins alle Jahre wieder, hierzulande am 14. Februar, und beglückt sowohl Floristen, Süswarenhandler wie zu guter Letzt hoffentlich auch die Beschenkten. Es ist eine Tradition, dass am Valentinstag, dem Tag der Liebenden, eher die Damen als die Herren beschenkt werden. Damen, die vom Liebsten rote Rosen erhalten, liegen darum sicher nicht falsch, wenn sie sich dem Rosenkavalier in der Farbe der Liebe präsentieren. «Rouge Eclat» von Laboratoires Clarins vertraut auf doppelt verführerische Wirkung: Pflege und Anti-Aging. Den zart nach roten Früchten duftenden Lippenstift gibt es in einer Farbpalette von fünfzehn Farben für ein seidiges und leuchtendes Finish. Neu sind der rechts abgebildete «Joli Rouge Brillant» (Fr. 35.-), «Watermelon» und «Sweet Plum». Die komplette Linie von Clarins' Frühlingskollektion «Rouge Eclat» ist seit Ende Januar im Kosmetikfachhandel erhältlich.

2 — Das 45-Zentimeter-Collier aus roter Koralle, schwarzem Bakelit und Gelbgold 750 ist kompromisslos modern. Dabei wurden Koralle und Korallenäste schon in der Antike zu Amuletten verarbeitet, die vor Krankheiten, Blitzschlag und Misswuchs schützen sollten. Die Farbe roter Korallen kann mitunter verblassen, und nicht wenige der Mittelmeerschönheiten sind heute vom Aussterben bedroht. Zu kaufen für Fr. 3200.- in einer der zwölf Filialen bei Kurz Schmuck und Uhren. www.kurzschmuckuhren.ch.

3 — Denkt man modisch an Schweden, denkt man unweigerlich an Hennes & Mauritz. Doch gibt es eine Reihe weiterer Schweden-Bands: Filippa K, Acne und Nudie Jeans, Whyred und namentlich Tiger of Sweden. Jung, erfolgreich und schwedisch – mit amerikanischen Wurzeln – ist auch die Edelmarke Gant. Im Jahr 1999 wurde Gant U.S.A. von der schwedischen Partnermarke übernommen. Seit 2008 hält der Schweizer Konzern Maus Frères SA, zu dem auch Lacoste gehört, die deutliche Aktienmehrheit. Stark ist Gant aus Tradition in der Hemdenproduktion, kann aber auch anders, wie der minimalistische «Car Coat» aus der Frühlingskollektion zeigt. Der Damenmantel kostet Fr. 979.-. Erhältlich ist die Marke im Gant Store in der Passage der Europaallee an der Lagerstrasse 10 sowie im Sihlcity am Kalenderplatz in Zürich.



1



2



3



Auto

Die grosse Bühne

Porsche nennt ihn den «Sportwagen unter den SUVs». Sicher aber ist der Cayenne GTS nichts für schwache Nerven. *Von David Schnapp*

Damit keine Missverständnisse aufkommen, wollen wir am Anfang etwas vorausschicken: Es wird in diesem Artikel nicht um die Frage gehen, wie sinnvoll es ist, ein zwei Tonnen schweres Auto zum Sportwagen zu züchten. Und auch nicht darum, ob ein Geländewagen von Porsche sich überhaupt Porsche nennen darf. Die Fakten: Der Cayenne, das SUV von Porsche, ist mittlerweile zu deren erfolgreichstem Produkt angewachsen. Kein Wunder, versucht der Stuttgarter Autobauer dieses Produkt in einer breit gefächerten Vielfalt anzubieten. Acht Modelle gibt es mittler-

weile, und als sportlicher GTS platziert sich der Cayenne mit 420 PS und einem Grundpreis von Fr. 123 100.– zwischen den Modellen «S» (400 PS, ab Fr. 102 400.–) und der Top-Version «Turbo» (500 PS, Fr. 162 000.–).

Die perfekte Illusion

Für den stolzen Aufpreis bekommt man ein paar Pferde mehr, aber vor allem bekommt man einen einmaligen Auftritt. Tiefergelegt, breit, aggressiv, mit einer überarbeiteten Motorsteuerung sowie mit einer strafferen Federung versehen, schafft es der GTS, seinem Fahrer die Illusion zu vermitteln, er sitze in einem Sportwagen. Das ist vielleicht das Erstaunlichste an diesem Auto, und jedes Mal ist man aufs Neue überrascht oder erfreut darüber, was die Ingenieure mit Hilfe der Elektronik fertigbringen. Man hat im GTS selten das Gefühl, ein grosses, unhandliches SUV zu steuern. Höchstens, wenn man beherzt auf die Bremse tritt, wird man daran erinnert, das alles nur eine Täuschung war.

Die Illusion perfekt macht ein ausgeklügeltes Soundsystem. Im Sportmodus wird auch

die Akustik verschärft, die A-Säulen werden als Resonanzkörper benutzt und, wie es in der Pressemitteilung heisst: «Beim Gaswegnehmen reagiert der Achtzylinder-Motor mit tiefrequentem Brabbeln, beim Herunterschalten mit sogenanntem Backfire.» Anders gesagt, Ab dem Moment, wenn der Motor mit einem kurzen Brüller startet, braucht es starke Nerven. Nach kurzer Zeit hat man den grossen Wagen so gut im Griff, dass man immer Gefahr läuft, etwas zu schnell unterwegs zu sein. Zu verlockend ist es, mit etwas Nachdruck aufs Gas zu stehen und mitzuerleben, wie der rote Trumm davonschiesst. Blitzschnell reagiert das Achtganggetriebe, das den Motor gerne und schnell hochdrehen lässt.

Und für ein mächtiges SUV ist nicht nur der schöne Geradeauslauf ein Vergnügen (Schluss ist offiziell bei 261 km/h), auch Kurven können überraschend sportlich genommen werden. Das kostet zusätzlich, innovative Technik wie das Porsche Dynamic Chassis Control (PDCC, Fr. 4470.–) und die Luftfederung mit Niveauregulierung, Höhenverstellung und Porsche Active Suspension Management (PASM, Fr. 2720.–) hat ihren Preis.

Fazit: Der Porsche Cayenne GTS ist ein hervorragender Unterhalter, man kann zwar damit erfreulich entspannt und komfortabel dahinrollen, aber er ist gemacht für die grosse Bühne, auf der man zeigt, was man hat.

Porsche Cayenne GTS

Leistung: 420 PS, Hubraum: 4806 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 261 km/h
Preis: 123 100.–, Testwagen: Fr. 162 350.–





«Mein Sohn hat eine Fussballerfrisur»: Rams, Punkrocker, 59.

MvH trifft

Rams

Von Mark van Huisseling — Frage an den Musiker Hans-Ueli «Rams» Ramseier: «Waren die achtziger Jahre eigentlich gut?»

Der Haftungsausschluss: Ich hatte einmal eine Freundin, die fand ihn super. Er war Sänger und Chef der Punkband «The Bucks», das war zirka 1985 (er wusste damals nicht, wer ich bin – er war berühmt in Zürich, ich wohnte in Bern). 2012 erschien ein (weiteres) Buch über Musik der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts («Heute und danach – The Swiss Underground Music Scene of the 80's», Edition Patrick Frey), darin kam er vor, logisch, zudem veröffentlichte Peter Frei den Film «Rams – Life» über ihn; Rams tritt immer noch auf, unter seinem Namen jetzt. Das Gespräch fand statt im Restaurant «Bärengasse» (er nahm Rindsfilet, ich Rinds-Entrecôte); wir waren Gäste der Geschäftsführung, zu der Dieter Meier gehört.

«Wie sieht dein Tag aus im Augenblick?» – «Da muss ich ein wenig ausholen. Ich habe Familie, zwei Kinder, der Sohn ist achtzehn, die Tochter fünfzehn ...» (Was folgte, in 10 Mi-

nuten 32 Sekunden, war ein Leben – oder wenigstens fast zwanzig Jahre davon – eines Musikers in der Schweiz, und die Kürzestfassung geht so: Neben der Band zuerst Teilzeitanstellung bei einer Plattenfirma; Frau arbeitete ebenfalls Teilzeit [aus Überzeugung]; dann Personalabbau bei der Plattenfirma und Schwierigkeiten bei ihm, eine neue Stelle zu finden, «Was, der will einen Job – kann der nicht mal leben von seiner Musik?»; zirka zeitgleich Beförderung der Frau [in einer Art Werbeagentur, aber für NGOs und so] sowie Erhöhung ihrer Arbeitszeit.) «Wenn einer fragt, was ich mache, sage ich «Musiker» und nicht «Hausmann», obwohl mir kein Zacken aus irgendeiner Krone rausfällt. Hausmann ist ein Scheissjob, finde ich. Aber weil man ihn macht für die Leute, für die man ihn macht, ist es eine wunderbare Aufgabe.»

«Als Punk sprach man von «No Future». Hast du das damals wirklich geglaubt?» – «Nein,

natürlich nicht, ich persönlich habe auch nie No-Future-mässig gelebt. Für mich wird der Slogan überbewertet, «No Future» war eine Art verbales Dreinschlagen.» – «Wenn man die ungefähr Zwanzigjährigen heute mit zwei Worten beschreiben müsste, würde ich «Generation Shopping» sagen, und du?» – «Ich bin bei uns zu Hause der, der konsumkritisch ist. Und ich habe Glück, dass meine Kinder nicht alles haben müssen, was ihre Kollegen haben. Klar, sie laufen auch im Abercrombie-Pullover rum ... Wir hatten zwar einen anderen Style, waren aber auch alle gleich angezogen.» – «Erschreckend, wie konform man war, in der Nonkonformität, nicht wahr?» – «Genau. Meine Kinder sind gute Fussballer, beide, beim Mädchen manifestiert sich das nicht äusserlich, aber mein Sohn hat eine Fussballerfrisur ...»

«Ich kam im Fernsehen»

«Waren die achtziger Jahre eigentlich gut?» – «Nicht unbedingt. Ich habe gesagt, sie seien überflüssig gewesen. Ende siebziger Jahre war Aufbruchstimmung in Zürich, 1980 fing es an mit der Roten Fabrik, die der Auslöser war der Krawalle. Nach dem heissen Sommer wurde es ruhig, auch beruhigt durch Polizeigewalt ... Dann gab es eine Teilung der Szene: Aus Veranstaltern illegaler Partys wurden Gastronomen, die noch heute da sind, und in der Roten Fabrik forderte man Konsumverzicht und dass Musiker nicht mehr auf der Bühne oben spielen, rockstarmässig, und unten das Volk ... Sie wollten die Konzerte demokratisieren.» – «Wäre es für dich ein Problem gewesen, richtig Erfolg zu haben mit deiner Musik?» – «Mein erfolgreichster Song ist ein langsames Lied, mit akustischer Gitarre und *Schnurregige*, mein Produzent wollte das nicht machen, sagte, das sei Neil Young für Arme. Helmut Zerlett, der mit der Band aus der «Harald Schmidt Show», hat das dann gemacht ... Wenn ich Erfolg gehabt hätte? Ich hätte mir auch einen Porsche gekauft – und eine Rolex. Nicht zum Angeben, sondern weil ich das eine coole Uhr finde.»

«Hast du dich als Star gefühlt?» – «Ich weiss nicht, wie es tönt, aber ich müsste sagen: «Ja.» Ich kam im Fernsehen, in der *Schweizer Illustrierten* ... Aber ich muss anfügen, ich habe es zu wenig gemerkt, habe ich später gemerkt; und wollte beim Proletariat bleiben, kein Arschloch sein.» – «Zu wenig Groupies also?» – «Vor allem, wenn man älter wird.» – «Und als du jünger warst?» – «Ich habe das Angebot zu wenig genutzt.» – «Und Drogen hast du viele genommen? «Rams ist polytoxikoman», sagte man; das war das erste Mal, dass ich dieses Wort hörte.» – «Ich höre es vielleicht zum zweiten Mal. Nein, ich habe gar nicht viele genommen. Und es ist peinlich, wenn man so rüberkommt, wenn man Kinder hat.»

Rams' Lieblingsrestaurant: Wirtschaft «Ziegelhütte», Hüttenkopfstrasse 70, Zürich, Telefon 044 322 40 03



DER NEUE VOLVO V40
DER INDIVIDUALIST
JETZT AB CHF 29 900.-



MIT LEASING SCHON AB
CHF 299.-/MT.

EXKLUSIV FÜR DIE SCHWEIZ: 5 JAHRE GARANTIE  10 JAHRE/150 000 KM SERVICE  VOLVO ASSISTANCE

VOLVOCARS.CH

Leasing Volvo Car Financial Services (BANK-now AG): Volvo V40 D2 115 PS/84 kW. Katalogpreis CHF 31 150.- abzüglich Sonderbonus CHF 1246.- ergibt einen Verkaufspreis von CHF 29 904.-. Monatsrate CHF 299.-, 1. grosse Leasingrate 20%, Laufzeit 48 Monate, 10 000 km/Jahr. Zins nominal 3,9%, Zins effektiv 3,98%. Restwert gemäss Richtlinien von Volvo Car Financial Services (BANK-now AG). Obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Die Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt (Art. 3 UWG). Angebot gültig auf Widerruf. Treibstoff-Normverbrauch gesamt (nach Richtlinie 1999/100/EU): 3,6 l/100 km. CO₂-Emissionen: 94 g/km (153 g/km: Durchschnitt aller verkauften Neuwagen-Modelle). Energieeffizienz-Kategorie: A. Volvo Swiss Premium* Gratis-Service bis 10 Jahre/150 000 Kilometer, Werksgarantie bis 5 Jahre/150 000 Kilometer und Verschleissreparaturen bis 3 Jahre/150 000 Kilometer (es gilt das zuerst Erreichte). Nur bei teilnehmenden Vertretern. Abgebildetes Modell enthält ggf. Optionen gegen Aufpreis.